

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1936

1 (1.1.1936)

Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe

Jahreschlußspruch zu Gott.

Von Wolfgang Schwarz.

Das ganze Jahr ist wie ein großes Ja
zu Gott und seinen guten Stunden,
in deren Frieden wir das Heil gefunden
und vorerfahren haben, was geschah.

Das ganze Sein ist wie ein großer Sang
zu Gott und seinen steten Gaben,
die wir mit einem wunderbaren Klang
des Kommenden empfangen haben.

Gott ist das Jahr und Gott ist unser Sein,
und was wir tun, hat er uns vorgetan.
Mit Fragen fangen wir das Neue an
und gehen dann doch in das Wunder ein.

Aus Wolfgang Schwarz, „Gesungenes und Sage“ / Franz Eher Verlag, München.

Deutsche Erzieher und Erzieherinnen!

Das Vertrauen des Führers hat mir die schwere und doch so stolze Verpflichtung übertragen, das Erbe Hans Schemms zu erhalten, zu fördern und weiter auszubauen.

Voller Zuversicht und in dem Glauben an die innere Bereitschaft der deutschen Erzieherchaft gehe ich ans Werk.

Nachdem der äußere organisatorische Ein- und Aufbau des deutschen Erzieherstandes im NSLB nunmehr fast vollendet ist, müssen zukünftig alle Kräfte zur Erreichung des zweiten und größeren Zieles unserer nationalsozialistischen Erzieherorganisation eingesetzt werden:

der weltanschaulichen Ausrichtung aller deutschen Erzieher und Erzieherinnen.

Das Ziel heißt: Jeder Lehrer und jede Lehrerin in Deutschland ist Träger und Repräsentant der Bewegung, ist Kündler der Idee Adolf Hitlers!

Das sei unser gemeinsames Arbeitsprogramm. Das ist Ziel und ist Aufgabe, die ich mir selbst am Beginn meiner Arbeit stelle.

Erzieher und Erzieherinnen!

Gemeinsam ans Werk im felsenfesten Glauben an die hohe Mission unseres heiliggeliebten Führers und an die Unsterblichkeit des deutschen Volkes.

Es lebe der Erzieher aller Deutschen: Adolf Hitler!

Bayreuth, 8. Dezember 1935.

Heil Hitler!

gez. Fritz Wächtler

Hauptamtsleiter in der Reichsleitung der NSDAP.
und kommissarischer Leiter des NSLB.

Das Jahr 1935 hat dem NSLB seinen Gründer und Leiter entrissen. Wir gedenken Hans Schemms, da wir unter neuer Führung in das Neue Jahr eintreten. Im Sinne des Toten liegt es nicht, bei Gräbern zu verweilen; über allem stand ihm der Dienst am Leben.

So wollen wir mit gleicher Treue und mit gleicher Einsatzbereitschaft wie zu ihm zu dem vom Führer ernannten neuen Reichsamtsleiter, Pg. Fritz Wächtler, stehen. Er hat uns ans Werk gerufen: er wird die Erzieherchaft der Südwestmark – ihrer Vergangenheit getreu – auf dem Platze finden.

Die Hauptaufgabe der hinter uns liegenden Jahre war auch uns im Gau Baden die Einschmelzung der früheren Vereine und ihre Umprägung in einen neuen Bund. Heute ist im NSLB – wir sagen es mit dankbarer Freude – die Einheit des Erzieherstandes gewährleistet; und es gilt nun, in jedem einzelnen das Bewußtsein der Mitgliedschaft lebendig werden zu lassen.

Das Ziel ist uns vorgezeichnet. Wir bauen am gemeinsamen Werk: aus der deutschen Jugend das Geschlecht zu formen, das in völkischer Bestimmung und heldischer Haltung die Idee Adolf Hitlers über uns hinaus weiterträgt.

Das gelingt uns nur auf dem Weg der Arbeit und der Pflichterfüllung im Kleinsten.

Hier bewährt sich allein die nationalsozialistische Haltung.

gez. Karl Gärtner

Gauamtsleiter des Amtes für Erzieher
und Gauobmann des NSLB.

Vom Reich.

Von Herbert Vöhme.

Es steht ein gewaltiges Denkmal aus durchblutetem Lande auf, in geheimen Kräften gewachsen, und ein Geschlecht meißelt seines Daseins erhabenste Züge mit schwerem Werk in den Marmor der Ehre.

Die Geschichte aber schrieb sich mit seinen Gestalten heldischen Opfern in den riesigen Rundgang, und wie eine Fuge zwischen Gezeiten des Kampfes sieht man den Tod.

Über den Blöcken aber aus Leben und Sterben ragt mit unendlicher Schönheit geformt in das Licht der Tage und in die Sternbögen der Nächte, zu Taten des Lebens und Ruhmes aufmahnend: Der Held.

Welch ein Volk spiegelte sich nicht selbst gern in dem Wesen des Größten, und trägt ein Volk nicht sein Gesicht nach dem Gesichte dessen, der es zum Siege führt?

Nicht daß wir Menschen sind, ist wichtig an uns, aber daß wir Sehnsucht haben, das macht uns stark.

Wieviel an Armut hockt in Höhlen der Menschheit, giert in den Tälern des Glaubens, und die Gassen der Knechtschaft und des Fronens sind überfüllt.

Ob auch die Sehnsucht lebt, es lebt auch ihr Schatten, denn im Mittag des Gottes steht noch kein Volk. Die Freiheit des Schattens aber ist wie der Wandel der Zeit, und seine Pflicht ist nur die Stunde des Lohnes. Wie grau stehen noch die Häuser des Berufes, und wie kärglich gedeiht das Brot auf ihren Gärten.

Es schleicht eine Wolke durch das Gemäuer der Stadt, und sie verdeckt den Traum von Erde und Blüten, und sie verdeckt den nächtlichen Sternenzweig.

Kennt ihr das Denkmal aufgeragt aus dem Land? Sähet ihr selbst euch nicht gern in euch als Held? Kommt, folgt mir hinaus, ihr seid des Berufes so voll und wißt doch nichts von Berufung. Die aber leben wollen, ruft die hohe Berufung der Zeit, die aber sterben wollen, ruft die Berufung des Blutes.

Sind wohl welche, die sind ihres Lohnes gewiß und des Feierabends und des Schlafes zur Nacht und sind doch nur Knechte im Dienst und nicht freie, wie Bauern auf ihrem freien Land. Sind nicht berufen, da sie an Stunden sich halten, statt an die Pflicht.

Kennt ihr euch nicht also?

Kommt, ich zeige euch den Weg zu dem gewaltigen Denkmal.

Kommt, und dann fragt euch selbst, ob in Diensten zu leben wahrhaftiges Leben ist und ob es nicht gilt, einen höheren Sinn zu erforschen von dem Kampf um das Reich und den Weg in den Mittag des Volkes.

Kampf um den Acker, den Weg und das Blut und das Licht noch hinter den Sternen, das fordert das Denk-

mal. Und sich im Angesicht eines Geldes eng zu verschwören heißt, nicht ihn zu wahren, sondern sich selbst ihm gleich vollendet zu sehen für des Volkes Geschichte.

Ich ahne Zeiten, da leben nur noch die Berufenen, und es ist eine Wahrhaftigkeit um sie, und die Pflicht ist so gewaltig fast wie der Segen Gottes. Und in ihr ist die Freiheit des Volkes ohne Schatten und Grenzen.

Das Denkmal des Reiches aber steht dann aus Erz und Granit.

Wer sind die Berufenen, fragt ihr? Kommt, ich will sie euch zeigen.

Ihr Herz ist ein inneres Ohr, das zu lauschen vermag, und ihr Blick sieht in der Erde die Frucht und in Sternen den Segen und keinen Lohn auf der Welt, denn ein vollendetes Werk. Ihres Daseins Freude ist die Liebe, die sich dem Volke hingibt in Treue. Ihres Lebens Erfüllung ist dann aber, selbst Stein zu sein mit ihrem ganzen Dasein, einbezogen zu werden in das Gebilde, an dem sie selbst geschaffert haben, und das wie ein Denkmal vor ihnen stand ein ganzes Leben lang; denn das Schwert, das der Held gen Himmel hob, ist so stark wie ihr Glaube.

Nun kommt und seht.

Und sie kamen und schalten mich, denn sie sagten, sie seien doch alle vom Leben berufen, und keiner löste den Lohn nach den Stunden des Dienstes. Ich aber sprach, gesandt seid ihr wohl, berufen aber sind die nur, die in Verpflichtung stehen zu Fahne und Volk, und ihr Leben ist groß, wie ihr Opfer.

Da schauen sie auf und meinen, das Reich, das vor ihnen stünde, sei nicht ihr Wunsch, es sei einer Knechtschaft Verheißung, sich bis zur Nacht freiwillig dem Werk zu verdingen.

Da bebte die Erde, auf der das Denkmal steht, und wir schritten an der Mahntafel unserer Ahnen lärmend vorüber.

Und sei nicht die Liebe auch ein Berufensein, und er begänne das Leben damit, sagte ein Jüngling, und er liebte ein Mädchen; daß sie nun anderen Blutes sei, was machte es schon.

Da quollen die Fugen zwischen den Steinen des Mahnmals und waren rot, und wir schritten an den Gestalten der Toten lärmend vorüber.

Und wer sich das Geld erwerbe, der sollte auch herrschen, das sei seine Berufung, fügte ein Dritter hinzu, denn das Geld ist die Macht, und das Wort von der Bruderschaft ist nur ein schöner Traum. Da glomm des Mahnmals gewaltige Schwertespitze tief in den Mittag, und der Glaube stand vor uns wie eine erhabene Flamme.

So schritten wir weiter. Rings um den Fuß der riesigen Steine stand in die Wände geschlagen das Leben des Volkes, war die Fahne der Jugend frohlockend gemeißelt, grüßte das Mahnmal des Krieges, wogten die Bilder der Arbeit und Ehre und Freiheit, und wie wir sie sahen, rings um den Fuß des Denkmals, sahen wir über den Wänden gehauene Worte in gewaltiger Schrift die Bilder des Volkes verbinden, gleichsam die Krone des Lebens und die Stufe zum Reich, auf der der Geld steht. Es war der Name des gewaltigsten Herrschers und — wer kannte ihn nicht — er hieß: Bruderschaft.

Die aber vom Lohn sich nicht lösten, sahen es nicht, das gewaltige Wort, das die drei Dinge verband: Acker, Blut und Glauben. Sie standen da von ihren Verdiensten so satt und hockten davor und fühlten mit fingern die Wände ab nach einem noch losen Stein. Und da sie die Bilder des Kampfes sahen, entsetzten sie sich. Dumpf klang ihnen der Lärm des Steinschlags im Ohr, daß sie die Augen nicht öffneten, um nicht zu sehen, wozu Gott den Felsen gebrauchte. Und sie wandten sich von dem Gedröhn des Hammerschlags und sahen die Funken nicht, die die Geschichte unseres Volkes in das Dasein glühten.

Aber das Mahnmal der heldischen Zeit steht auf und erhebt sich über alle Kleinlichen, die vor seinem Sockel schreiten und das Vergängliche suchen. Es ragt hinauf in die Unsterblichkeit. Und wo die Kuppel des Werkes schon den Wolkengürtel des Himmels berührt und von den ersten Strahlen des verkündenden Lichtes als Sendeboten Gottes begrüßt wird, da bewegt sich immer am steinernen Fuße des Baues, eingeschlagen in die gebogte Wandung, der unheimliche Torso des menschlichen Geschehens.

Davor steht ihr nun, steht vor der Niedrigkeit und sucht nach den Gebilden der menschlichen Schuld und seht an dem Krieger vorbei, der stürzte von der Lanze des Feindes. Kein Wort erbebt bangend von seinem Mund, sein Auge ruht leuchtend, sein Leib ist gespannt für einen letzten Schritt, und die Schmerzen fallen von ihm wie von einem Überlebendigen ab. Und ihr seht vorbei an dem Jungen, der seine Fahne hält und nichts weiß von dem Leben und Tod und doch dasteht und glaubt. Und ihr seht an dem Gelden vorbei zu Häupten der Mutter.

Da euer Blick nur die Tiefen erforscht, wie könnt ihr ihn sehen, der dem Kommenden Reich herrlich voransteht?

Beugt euch nur eng an den Stein, seht die Feilscher verewigt, die sich an dem Gewinn voller Begierde erfreuen, und seht euch selbst in das Gesims geschlagen, wie aus lebendigem Leben.

Da hocken der Narr und der Krämer wohl mit erhobnem Finger. Und wo die Sonne peinigend sticht, Krämer, will sie dich blenden, schieb deine Brille geschäftig auf deine Stirn, aber vergiß nicht, genau die Figuren zu deuten, vergiß nicht, noch eine Schuld zu entdecken, die am Anfang aller Bewegung buhlt.

Narr, und wenn sich die Wolken lachend über dich schütten, halte den Schirm, aber laß nicht ab, die Schriften zu deuten, die dir vom Fluch des Unzumenschlichen künden. Des Denkmals mahrende Pflicht steht deinem Blicke zu hoch.

Kommen aber auch andere daher, die treten zurück, daß sie bewundernd das Große erschauen und daß jeder Meister noch wächst über sein Werk.

Ihnen setzt das Denkmal des Volkes.

Kommen die Krämer daher und deuten das Leben.

Die aber Andacht verspüren, schweigen in Blut.

Und sie sind berufen, Stein zu werden am Werk, die das Gestein selbst zersprengten.

Tretet zurück von dem gemeißelten Gurt menschlicher Schuld.

Tretet zurück auf langem Weg, der von dem Kleineren führt, bis ihr das Ganze erspät.

Tretet zurück und wendet euch oft.

Immer gewaltiger ragt dann der Geld, und ihr selbst fühlt euch wachsen, da ihr am Größeren schafft.

Die Kleinen Gestalten hocken am Fuße des Baues, ihr seht's noch kaum, aber das Ganze steigt wie ein stufenner Dom zum Gotte empor.

Gigantische Schöpfung.

So steht das Mahnmal des Volkes.

Toben am Fuße wohl noch tolle Gestalten, stehen, betrügen, lügen aus Neid am Geschäft.

Oberhalb ragt einsam und männlich der Geld.

Tretet so weit zurück, daß ihr im Morgen euch im Schatten seines gewaltigen Schwertes findet. Fühlt euch in euren Diensten bereit zu größerer Pflicht, daß die Fahne des Volkes nie falle.

Die im Berufe nur stehen, sehen das Kleine, die sich berufen fühlen zu ihrem Werk, sehen in fernem das Licht, wo der Gott, der Schöpfer des Lebens, lebt. Und er lebt in dem Werk, darin sein Licht sich noch spiegelt, und er lebt im Herzen, das vom Glauben des Blutes brennt. Tretet zurück und seht das Werk, das ihr schafft im Morgen von ferne, seht das Schwert, das schon vom Lichte erglüht, und seht ihr den Gelden?

Das seid ihr selbst, das ewige Standbild der Deutschen, und die da dienen um Lohn, vom Herrrentisch nehmen sie Brot. Sie sind des Werkes verruchte Versäumer, die aber in Pflichten sich fühlen, sehen von ferne das Reich.

Willi Freitsch Ein Volk wird frei.

(Das Spiel darf nur mit persönlicher Genehmigung des Verfassers aufgeführt werden.)

Es sprechen und singen:

1. Bauer

2. Bauer

1. Arbeiter

2. Arbeiter

Sprechgemeinschaft Bauern (hohe Stimmen)

" Bauern (tiefe Stimmen)

" Arbeiter (hohe Stimmen)

" Arbeiter (tiefe Stimmen)

Das Spiel.

(Die Bauern stehen im Halbkreis. Links die hohen Stimmen, rechts die tiefen Stimmen. In der Mitte des Kreises stehen die beiden Einzelsprecher. Fanfaren und Landsknechtstrommeln stehen hinter den Bauern, und zwar erhöht in einer Linie.)

Das Spiel beginnt mit einem Marschrhythmus auf Landsknechtstrommeln.

Bauern (alle):

Erde!

Du bist die heilige Mutter.

Erde!

Du bist der Ursprung von uns allen.

Erde!

Du bist das Leben dieses Volkes.

1. Bauer:

Einst lagst du brach,

du dunkler Boden.

Sumpf,

Urwald

und Heide

bedeckten schirmend

deinen Schoß.

Bauern (hohe Stimmen):

Da zogen wir Gräben

und wiesen die Wasser.

Bauern (tiefe Stimmen):

Die Äxte schallten im Walde

und legten splitternd die Bäume.

2. Bauer:

So machten wir dich frei —

mächtige, braune Erde.

Bauern (tiefe Stimmen):

(leise und feierlich)

Taubedeckt

lagst du vor uns,

als goldenes, gleißendes Licht

die Sonne über dich goß.

Und im ersten schimmernden Strahl

Bauern (hohe Stimmen):

(Kräftig und schmetternd einfallend)

zuckte blizend

der blaue Stahl

der scharfen Pflugschar.

1. Bauer:

Scholle um Scholle legte sie um,

Furche um Furche zog sie in dich,

heilige Erde.

Mächtige Schritte traten den Boden

und keimende Saat warf man in dich,

heilige Erde.

Bauern (alle):

Dein Rücken trug wogendes Korn,

gelbe Ähren,

dich gefüllt.

Und braunes, duftendes Brot

nährte uns,

das Volk.

(Dieselben Trommelschläge wie am Anfang.)

1. Bauer:

Wir waren ein freies Volk

auf freier Scholle.

Nichts band uns,

als heilige Pflicht

an heiligen Boden.

Bauern (tiefe Stimmen):

(anfänglich leise, gegen Schluß steigend)

Doch nagende Neider

und schwächernde Juden,

streitende Fürsten und machtsüchtige Priester

fanden den Weg,

uns Elend und Not zu bereiten.

Bauern (hohe Stimmen):

(in aufstrebendem Jorne)

Es faßte uns Wut,

und glimmende Glut

des Hasses

schürte den Kampf

gegen die Würger

der Freiheit.

Bauern (alle):

(singen)

„Die Glocken stürmten vom Bernwardsturm,

der Regen durchrauschte die Straßen,

und durch die Glocken und durch den Sturm

schallt des Urhorns Blasen.

Das Büffelhorn, das lang geruht,

Veit Stosßberg nahm aus der Lade.

Das alte Horn, es brüllte nach Blut

und wimmert: Gott genade.

Ja, gnade dir Gott, du Ritterschaft,
der Bauer stund auf im Lande,
und tausendjährige Bauernkraft
macht Schild und Schärpe zuschande.

Die Klingsburg hoch am Berge lag,
sie zogen hinauf in Waffen;
auframmte der Schmied mit einem Schlag
das Tor, das er fronend geschaffen.

Dem Ritter fuhr ein Schlag ins Gesicht
und ein Spaten zwischen die Rippen;
er brachte das Schwert aus der Scheide nicht
und nicht den Fluch von den Lippen.

Aufrauschte die Flamme mit aller Kraft,
brach Balken und Bogen und Bande.
Ja, gnade dir Gott, du Ritterschaft,
der Bauer stund auf im Lande."

(Das Lied wird mit Landsknechtstrommeln begleitet.)

1. Bauer:

Bauertod!
Bauernnot!
Kotes Blut
düngte den Boden.

Bauern (tiefe Stimmen):
(geschlagen und müd)

Wir sanken getroffen zur Erde!
Die Freiheit verloren,
zu Knechten geboren,
eine elende Sklavenherde.

2. Bauer:

Sonne stieg auf
und Sonne sank,
Jahrhunderte rollten dahin.
Frondienst die Losung!
Knechtschaft der Dank!
Bauernleben eine Schande.

(Zwei Trompeten blasen ein Signal. Hierauf die Trommel-
schläge wie am Anfang, und zwar so lange, bis die folgende
Marschbewegung abgeschlossen ist. Die Bauern stellen sich
in zwei Kolonnen links und rechts auf. Aus dem Hinter-
grund kommen die Arbeiter in einem regellosen Säusen.)

1. Arbeiter:

Bauer!
Wir sind aus demselben Blute geboren
wie du!
Nur hatten wir unsere Heimat verloren.

Arbeiter (hohe Stimmen):

Einst zogen wir fort
von Haus und Hof.

Arbeiter (tiefe Stimmen):

Uns lockte der Städte Glanz,
des Goldes bestechender Wert.

Arbeiter (alle):

Wir wollten nicht mehr Knechte sein,
nicht mehr Sklaven der Natur.

2. Arbeiter:

Dort, wo Maschinen säusen,
wo Hämmer dröhnen

und Schlote rauchen,
da wollten wir leben
und uns erheben
über bäuerlich
einfältiges
Tun.

1. Bauer:

Ihr seid von uns gegangen.
Wir hielten euch nicht.
Doch Städtertum,
das war uns verhasst.
Und ihr wart unsere Feinde.

Arbeiter (alle):

(verzweifelnd steigend)

Betrogen waren wir!
Enttäuscht unser Glauben!
Sklaven der Arbeit!
Knechte des Mammons!
Diener der Juden!
Rechtlos und wehrlos.

1. Arbeiter:

Junger fraß unsere Kraft.
Die Mütter standen im Werk.
Kinder schafften mit blutender Hand.
Krankheit und Not
waren der tägliche Gast.
Und wenn wir Recht verlangten,
da stieß man uns aus
und bettelnd lagen wir auf der Straße.

2. Arbeiter:

Schwarzes Asphalt!
Graue Mauern!
Kein Sommer,
kein Winter.
Nie lachender Blumen
zarter Duft!
Vergessen die Wälder.
Verloren die Heimat,
Kinder des Elends
in schmieriger Fabriken Luft.

Arbeiter (alle):

(abgerissen rufend)

Besitzlos —
heimatlos —
ausgestoßen —
vom satten Bürgertum —
hafteten wir alle —
die anders waren —
als wir.

Arbeiter (hohe Stimmen):

Da kamen Männer
mit fremdem Gesicht
und sprachen uns freundlich an.
Von neuen Zeiten redeten sie,
von Reichtum, Glück und Paradies.
Wir sollten herrschen,
und jene dienen
an den Maschinen,
wo wir einst
schwitzend
werkten.

Bauern (alle):

Da wurdet ihr —
Marxisten.

(Trommelwirbel ohne Landsknechtstrommeln. Eine Trompete bläst eine Melodie der Internationalen dazwischen.)

Arbeiter (alle):
(verbittert)

Ja! Ihr Bauern!
Wir wurden international.
Die rote Fahne war das Signal
zum Kampfe gegen euch Bürger.
Proleten wollten wir sein,
und alle kamen in unsere Reih'n,
die Klassenbewußte
Kämpfer waren.

1. Arbeiter:

Die Elendsstraße wurde breiter,
doch man versprach uns immer weiter
den Sieg,
Erlösung,
Besserung.

2. Arbeiter:

Die Räder standen still.
Es verstummte das Gebrüll
der lärmenden Werke.

Arbeiter (tiefe Stimmen):

(in hoffnungsloser Niedergeschlagenheit)
Graue, abgemagerte Gestalten,
Junge, schon mit Greisenfalten
auf dem totenblauen Gesicht,
standen an den Stempelstellen — —
hoffnungslos.

Bauern (verzweifelt):

Nicht anders war es bei uns.

1. Bauer:

Das Kalb im Leib des Muttertieres.

2. Bauer:

Die Ähre auf dem Halm,
das Futter auf den Wiesen.

Bauern (alle):

Sie waren gepfändet.

Bauern (hohe Stimmen):

Die Höfe verwaist.

Bauern (tiefe Stimmen):

Die Sippen fortgejagt.

Bauern (alle):
(verzweifelt)

Wir Bauern bettelnd auf der Straße!

(Die Trommelschläge wie am Anfang.)

1. Bauer und 1. Arbeiter:

Zeitenwende!

(Fanfarensignal)

Bauern (alle):

Aus den Höfen zogen wir fort!
Unsere Felder standen leer!
In braunen Kolonnen von Ort zu Ort
zogen wir — und riefen zur Wehr.

1. Arbeiter:

Arbeiter kamen anders daher.
In ihren Augen stand ein Leuchten.
Auf ihrem blauen Arbeitsrock,
da strahlte ein neues Zeichen.

Arbeiter (tiefe Stimmen):

Sie waren von allen gehaßt.
Man schlug sie, wo man sie traf.

Arbeiter (hohe Stimmen):

Und trotzdem wuchs von Tag zu Tag
die kleine verfeimte Schar.
Wir alle gingen zu ihnen.

1. Bauer und 1. Arbeiter:
(begeistert steigend)

Und durch das Rasseln und Hämmern
der Maschinen,
über die Äcker und Dörfer toste
gleich Lawinen
der Sturm unseres Liedes:

Alle (singen):

„Brüder in Zechen und Gruben,
Brüder, ihr hinter dem Pflug,
:: aus den Fabriken und Stuben
folgt unsres Banners Zug. ::

Einst kommt der Tag der Rache,
einmal da werden wir frei,
:: schaffendes Deutschland erwache,
brich deine Ketten entzwei. ::

Dann laß die Banner fliegen,
daß uns're Feinde es seh'n,
:: immer werden wir siegen,
wenn wir zusammenstehn.“ ::

(Lockmarsch, hierauf Fanfarenmarsch. Bauern und Arbeiter formieren sich durcheinander zu einer einzigen Marschformation. Der 1. Bauer und der 1. Arbeiter stehen vor der Kolonne. Links und rechts wird diese Kolonne von Fahnen flankiert. Eine Fahne steht ganz vorne vor dem 1. Arbeiter und 1. Bauern¹. Wenn der Fanfarenmarsch abgeschlossen ist, ist auch die Marschbewegung zu Ende.)

Alle:

Geht die Fahnen!
Laßt sie flattern!
Laßt sie knattern!
Im wehenden Wind!

Hohe Stimmen:

Steifer den Nacken.
Fester die Fäuste geballt.
Faßt die Fahnen.
Hier steht Gewalt!

¹ Wird das Spiel mit größeren Massen aufgeführt, so wird man 2, 3 oder 4 Kolonnen antreten lassen, die dann sternförmig gegen den Punkt streben.

1. Bauer und 1. Arbeiter:

Über das Land
und durch die Städte
klingt der gleiche
wuchtige Marsch.

Alle:

Bauern und Werkleut',
wir Brüder der Arbeit,
wir sind geeint!

Hoh e Stimmen:

Nicht Bauer, nicht Arbeiter sind wir mehr!
Wir sind nur ein großes braunes Meer,

Tiefe Stimmen:

das unter einer Fahne dient

Alle:

und einem Führer verschworen ist.

1. Bauer:

So wurden wir Soldaten,

Hoh e Stimmen:

Soldaten der Freiheit,

Tiefe Stimmen:

Soldaten des Führers.

1. Arbeiter:

Gegen geifernde Juden
und rote Verbrecher.
Gegen schwarze Verräter
und mordende Bestien,

Hoh e Stimmen:

die mit feiger Dubehand
aus sicherem Hinterhalt
unsre Kameraden erschossen.

(Pause)

(Leiser Wirbel auf Landsknechtsttrommeln, der auch den folgenden Sprechchor begleitet.)

Tiefe Stimmen:

An ihre Gräber wollen wir treten
und zu ihnen beten,
daß das Feuer
ihres Glaubens
uns erfasse.

(steigern)

Dann wollen wir bekennen,
daß wir brennen,
wie die Fahnen,
für die sie starben.

Alle (mit großer Betonung):

Sie — die Märtyrer unseres Glaubens.

(Fanfaren, Pause)

1. Arbeiter:

(mit überzeugender Kraft und Begeisterung)

Die Toten leben!
Und wenn wir die Fahnen heben
zum letzten Kampf,
dann künden wir Sieg.
Dann werden die Feigen erzittern
und den Morgen wittern
des großen Gerichts.

(Trommeln schlagen straff einen Marschrhythmus und begleiten den folgenden Sprechchor.)

Alle:

(mit gleicher Betonung, sehr scharf im Rhythmus)

Braune Kolonnen!
Markiger Schritt!
Wehende Fahnen.
Immer vorwärts!
Nie zurück!
Immer im Sturm.
Immer im Angriff.

(Die Trommeln schlagen weiter und alle setzen ein zum Lied.)

„Hört ihr es grollen durch Straßen und Gassen,
seht ihr die Männer die Sturmflaggen fassen,
hört ihr den Klirrenden, gellenden Ton?
Revolution! Revolution!
Und wir recken zum Himmel die Hand,
und es gellt als ein Schwur durch das Land
unser Schrei: Wir tragen Hunger und Schmerzen,
die hemmen nicht unsern Schritt.
:: Wir tragen in hämmernden Herzen
den Glauben an Deutschland mit! ::

Hier unsre Leiber, hier unser Leben,
alles für Deutschland zum Opfer zu geben;
Freiheit und Ehre der einzige Lohn!
Revolution! Revolution!
Und wir recken zum Himmel usw.

Reiße, die Mauern, die Ketten zerspringen,
Brüder, wir werden die Freiheit erzwingen,
ferne da leuchtet der Morgen uns schon!
Revolution! Revolution!
Und wir recken zum Himmel usw.“

Alle (sehr feierlich):

Da bricht er an,
der große Tag.

1. Bauer (mit fanatischer Begeisterung):

Ketten fallen!
Mächte stürzen!
Lügen sinken über Nacht!

Alle:

Und ein goldner Freiheitsmorgen
strahlt herab auf deutsches Land.

(Ein wuchtiger Marsch setzt ein.)

Ende.

Die Generation der Frontkämpfer formt heut entscheidend unter der Führung Adolf Hitlers das deutsche Geschick auf allen Gebieten des völkischen Lebens, und das Kämpfergesicht unter dem Stahlhelm ist der gesammelte Ausdruck all jener geistigen und seelischen Erregung, die unser Volk zum entscheidenden Staatsumbruch im Zeichen des Sakerkreuzes angetrieben hat.

Aus dem faustischen Zwang seines nordischen Blutes heraus schrieb einst Lessing jenes berühmte Gleichnis von dem Gotte, der in geschlossenen Händen ihm Entscheidung anbefahl, dermaßen er in der einen die Wahrheit schlechthin hielt, in der anderen das immerwährende Ringen danach, und so wie der Mensch der damals anhebenden Bildungsepoche sich für die Wahl ewigen Suchens entschied, so bekennt sich der heldisch getriebene Mensch des heut anbrechenden Zeitalters der Volkwerdung zum ewigen Kämpfertum, das nach jedem Sieg sich nur den Helm fester bindet und wachsam auf dem Posten bleibt, ohne sich vom Trugbild eines allgemeinen Friedenstraumes narren zu lassen.

In der Generation der Frontkämpfer sind diese beiden Wesensreiche des faustischen und heroischen Menschen zur lebendigen Einheit verbunden.

Diese mit dem Zeichen höchster Bewährung ausgezeichnete Altersstufe wurde noch in einer Zeit erzogen, wo es zur Ehre galt, mit der Bildung des Jahrhunderts bis an die Zähne bewaffnet zu sein.

Was an diesem Bildungsreich durch intellektuelle Abwege wurmförmig war, hatte Friedrich Nietzsche, der Philosoph mit dem Hammer, schon vor der Jahrhundertwende durch die Kritik des Verfalls zerschlagen, und sein Zarathustra begleitete die deutschen Kriegsfreiwilligen in das große Feuer der Läuterung. Hier wurde erstmals die Umwertung aller Werte im Namen von Blut und Boden zur Wirklichkeit, hier vereinte sich faustischer Forscherdrang und heldisches Kämpfertum erstmals im Bekenntnis des nordischen Schicksalsgedankens, bis ihm die Männer der Feldherrnhalle den Sieg im ganzen Volk eroberten.

So ist die Generation der Frontkämpfer heut berufen, mit dem festen Wissen um Vergangenes den ehernen Willen zur Zukunft zu prägen, und vor allen andern Volksgenossen haben diejenigen deutschen Dichter, die in den Stahlgewittern des Weltkriegs ihren Manneswert erprobt haben, dann in den Jahren der Schmach und Schande die Treue hielten und nun zu neuen Kämpfen den Weg weisen, das erste Anrecht auf völkisches Gehör und geistige Nachfolge.

Jene zwei Wesensarten waren tief in den deutschen Kriegsfreiwilligen lebendig, aus dem Bereich des faustischen die Begeisterung, das helle Singen des Gedankens im Blut, der Antrieb zu allem Großen, aus dem Bereich des Heldischen aber jener Todesmut, der nicht aus entsagendem Opfer, sondern aus unbedingter Hingabe an die Ziele des Lebens kommt, aus

einem unbändigen Stolz adligen Einsatzes, bestes Bluterbe unseres Volkes, und die Vereinigung beider im dichterischen Kämpfertum haben wir, mit einem seit Spitteler und Burte am Oberrhein geläufigen Gleichnis aus der Antike, dessen sich der Führer wiederholt gern in seinen Reden bedient hat, promethäische Geisteshaltung genannt.

Hiermit ist der geistige Standort von Friedrich Roth gekennzeichnet. Er ist bewußt Dichter von großer Haltung, der das Schriftstellerische als Unterhaltung empfindet. Soweit der Schriftsteller dem geistigen Feierabendwerk des deutschen Volkes dient und so Kraft durch Freude spendet, erkennt er seine wichtige Aufgabe, wo aber der Schriftsteller zum Versucher wird und das völkische Zuchtbild stört, da ist er sein unerbittlicher Todfeind. Den Adel höchsten Kämpfertums in unserem Volk zu erwecken, darin erkennt Friedrich Roth seine dichterische Sendung, und ohne die Beachtung dieser Unbedingtheit ist sein geistiges Schaffen unverständlich.

Wie allen echten Frontkämpfern war der Aufstieg zum Erfolg für Friedrich Roth schwer und mit vielen Hindernissen versperrt. Während die gerissenen Schreiber den Stahlhelm zum alten Gerümpel in die Ecke warfen und sich bedenkenlos dem Dienst in schwarzer und roter Gefolgschaft verschrieben, sich damit die Verlage öffneten und Buch um Buch herausbrachten, allen kämpferischen Bekennern die kalte Schulter zeigten und ihnen den Weg verlegten, wurde Roth, der aus dem Weltkrieg heimgekehrte Kriegsfreiwillige, einer der wenigen Dichter völkischer Haltung am Oberrhein vor der Machtergreifung, von jenen Kreisen unterdrückt und im Beruf verfolgt. Die ersten dichterischen Erscheinungen kamen nur gegen eine Welt von Widerständen an den Tag.

Da erschien 1929 zunächst das schmale Bändchen „Der Lichtkreis“ mit Balladen und Liedern. In den Totentanzbildern sind dramatische Motive aus dem täglichen Leben in knapper Form gestaltet. Es ist zu bedauern, daß dieser Zyklus nur als Bruchstück herauskam. Es sind mit vollendeter Meisterschaft in Holz geschnittene Bilder, Nachtstücke voller Grauen, die in ihrem volkstümlichen Ausdruck zum Besten dieser Art im deutschen Schrifttum gehören. Die Lieder aber zeigen das erste Morgenrot eines aufsteigenden Geistes an, hier ist die düstere Nacht der Balladenstimmung überwunden, und das Bekenntnis zum reinen Licht und seiner sieghaften Sendung klingt als Urleitmotiv des Dichters mit frühen Strahlen darin an.

Im Jahr 1930 kam in Mannheim „Der Usmüller“ zur Uraufführung. Dieses Pfälzer Volksstück ist ein einziger steiler Peitschenhieb in das verkommene Zeitangesicht. Alles, was charakterlos ist, und das war fast alles, sammelt sich auf der Seite des Wirts, des Pfarrfreunds und Kirchengemeinderats, des bösen Elements schlechthin; alles, was Charakter

hat, und das ist am Ende niemand mehr, auf der Seite des unbedingt lebenden einzelnen, Garten, des Usmüllers. Dieser greift schließlich zum Gewehr und schießt durchs Fenster den gegnerischen Lumpen zusammen, worauf er sich dem Gerichte stellt. Das ist kurz die Fabel des Stückes, von dem die Presse damals schrieb, es sei das bestgebaute Theaterstück seit Jahren. Bemerkenswert ist auch das Urteil Oesterings, mit diesem gelungenen Versuch habe Friedrich Roth unter Beweis gestellt, daß die pfälzische Mundart nicht nur die Sprache leichtere Possenreißer sei, sondern sich sehr wohl für einen ernsten Stoff und das Drama eigne.

Der Erfolg des Stückes war ein ursprünglicher, das Publikum sollte dem Dichter vollen Beifall, aber die Parteipresse der schwarzrotgoldenen Koalition verleugnete ihn und schwieg ihn tot, und der steile Weg des Aufstiegs forderte erneuten Ansturm von dem Dramatiker.

So kam 1932 das mit Leidenschaften geladene Drama „Ich suche die Erde“ in Karlsruhe, mitten in der heftigsten Kampfzeit, zur Uraufführung.

In diesem Werk ist die geistige Verbindung zwischen Frontkämpfertum und nationalsozialistischer Bewegung vollzogen. Der Held des Stückes heißt Georg Zarter, sein Namenspatron ist jener urdeutsche Kämpfer mit dem Lurch, der Drachentöter, ein dichterisches Gemeinschaftsmotiv des Burtekreises damit aufnehmend, und das Bekenntnis zur Härte ist in unserem oberrheinischen Volkstum, das immer wieder von weicheren Gemütswelten gefährlich bedroht ist, wesentlich.

Dieser Bauernsohn verläßt nach dem Zusammenbruch die Heimat als Auswanderer, drüben in Amerika eringt er als Meister der Technik eine angesehene Stellung, mitten aber im Erfolg verläßt er jene seelenkalte Welt der Maschine, um in der heimischen Scholle wieder zu wurzeln und alle jene Kräfte in sich zu saugen, die dem deutschen Menschen erst die geistige Grundlage des Daseins geben. Er kehrt in dem Augenblick heim, wo der Plan einer riesigen Stauwehranlage den väterlichen Grund und Boden zu verschlingen droht, und nimmt den Kampf auf gegen die Mächte des brutalen Geldunternehmertums. Wieder steht in diesem Werke ein starker Einzelner gegen eine Welt von Feinden, aber er greift nicht zur Waffe wie jener richtende Usmüller, er besiegt die gemeine Welt durch sein Opfer, durch den Einsatz seines Lebens im Augenblick der Katastrophe, die mit Elementargewalt über das Heimatdorf hereinbricht, und bindet damit die fast verlorene Volksgemeinschaft mit neuer Geistbeseelung. Mit dieser Wende gibt Friedrich Roth den politischen Vorgängen im Reich dichterischen Ausdruck, und so ist dieses Drama eines der hervorragendsten Geistesdokumente des Nationalsozialismus. In den Erfolg der Uraufführung dieses dramatisch überaus wirksamen Bühnenstücks mischte sich der helle Kampfsjubel der zum Sieg durchbrechenden Bewegung.

Nachdem der Dichter sich durch dieses Werk den Boden als geistigen Besitz errungen hatte, nahm er folgerichtig seine nächste Wende in die heiligsten Bezirke des Blutes, und so schuf er die folgenden Dramen als Bekenntnisse zum heroischen Ahnenkult.

Das Kampfstück um den Oberrhein „Der Türken-Louis“, das 1933 in der Landeshauptstadt zur begeisterten aufgenommenen Uraufführung kam und überall im Gau wiederholt wurde, erhebt den größten Kämpfergeist unserer Landschaft zum Zucht Vorbild für Enkel und Nachfahren. Hier ist dichterisch seit dem „Wiltseber“ von Hermann Burte der stärkste Aufruf völkischer Art am Oberrhein erfolgt. Paukenschlag und silberne Fanfaren sind die Grundtöne dieser Zeltdichtung, und aus dem Mund des eisernen Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden fällt hier ein Wort, das wir als dichterischen Kerngehalt, für das Wesen Friedrich Roths bezeichnend, besonders hervorheben:

„Kampf ist des Daseins ewig beste Lösung!“

In diesem Drama wird erstmals ersichtlich, daß der Dichter in seinem Drang zur Unbedingtheit nicht gewillt ist, sich vor den üblichen Wertbegriffen zu beugen, wie sie liberaler Bühnenmaterialismus uns übermacht hat, und er greift dabei zu einem dramatischen Ausdrucksmittel, das Helmut Hammer, der unvergessliche Helfer, Freund und Förderer unserer Oberrheinzieles, treffend „magischen Realismus“ genannt hat. Hier sind Anfänge, und wir wollen nicht übersehen, wenn es billige Kritik abzuwehren gilt, daß die großen Tragödiendichter in Afrika eine Generation lang zu kämpfen hatten, bis die Zuschauer für den neuen Stil erzogen und gewonnen waren.

„Der Türkenlouis“ ist in unserer Landschaft eine letzte dichterische Mahnung, nicht nur „die vom Westen ewig bedrohten Linien am Oberrhein“ zu halten, sondern alle jene tragischen Fehler zu vermeiden, die den völkischen Rechtsanspruch unserer großdeutschen Sendung mitten im Aufmarsch zu zerbrechen die Macht haben.

Wie innig Friedrich Roth mit der Bewegung des Nationalsozialismus verbunden ist, das zeigte seine nächste Stoffwahl, indem er Friedrich II. von Hohenstaufen als den „Verwandler der Welt“ vor unsere Schau beschwor. Keine geschichtliche Ahnengestalt konnte den Gedanken des staatlichen Totalitätsanspruches klarer und eindringlicher verkörpern als dieser geniale Staufer, den Nietzsche und Chamberlain schon als völkischen Zuchtmeister ganz großen Stiles erkannt und bewundert haben, während die pfälzische Legende all seinen Ruhm auf die Person des Kreuzfahrers häufte, der im Seleph ertrank. Die wahrhaftige Wiederherstellung dieses Führerbildes ist der Inhalt von Roths Drama, das gemäß seiner ahnenkultischen Absicht mit der Verklärung und Entrückung des Zelden in den Kyffhäuser endet. Mit unbändiger Willenskraft hat der Dichter den geistigen Raum um den Oberrhein erweitert und hier ein Kampfstück zwischen Rhein, Weichsel und Sizilien geschrieben. Die machtvoll beschworenen Bilder des Kampfes zwischen Kaiser und zwei Päpsten sind voll gegenwärtiger Aktivität, und die diesjährige Uraufführung im Landestheater brachte dem Dichter die Gewißheit, daß ein kämpferisches Geschlecht seinen Aufruf zur Tat begeistert aufnimmt.

Das bisher vorliegende Werk des Dichters ist ein schlanker Wuchs vollkommener Geseßlichkeit, jedes

Glied ist grad und untadelig an seinem rechten Platze wie bei einer edlen Jünglingsgestalt, und wir empfinden in diesem Anblick stark den menschenformenden Willen des Schöpfers, der damit erneut seine prometheische Aufgabe bekundet.

Ein Geschlecht von Kämpfern zu bilden, das hier am oberrheinischen Grenzwall zur Wache gerufen ist, den Stahlhelm des Frontkämpfertums an die marschieren-

de Hitler-Jugend weiterzugeben, darum hat der Dichter seine Stimme erhoben. Satt will er die Menschen haben, so wie unsere Bauern in den Dörfern es sind.

Im „Türkenlouis“ läßt Friedrich Roth seinen Markgrafen sagen: „Wir bauen über uns hinaus ins Ewige.“ Stolzer und schlichter zugleich kann ein Schöpfer seine Aufgabe nicht erkennen.

Hugo Ernst Rabner

Musik und Feier.

Gedanken zu einer Neurichtung der deutschen Musikpflege.

Jedes Denken über Musik und ihre tiefere Lebensberechtigung wird sich zunächst die Blickrichtung über die kaum erfassbaren Weiten musikalischen Erlebens und Wirkens schaffen müssen. Geschichtliche Gewordenheit und völkische Zugehörigkeit haben einen schicksalhaften Standpunkt von vornherein festgelegt, von dem aus die heutige Zeit sich in Idee und Tat bemüht, dem heutigen und dem kommenden Musikleben neue Zuordnungen, neue Wirkungsbereiche und neue Wertsetzungen zu geben. Die Zuordnung Musik und Feier, die heute ein Hauptanliegen der Musikpflege geworden ist, muß unbedingt in diesem großen Zusammenhang gesehen werden: Bildungswille und Musikwille des neuen Deutschland sind fast mit gleichen Anteilen an der Ausgestaltung dieses Bereiches tätig. An vielen Stellen tauchen Gedanken auf über Feier und Feiargestaltung, die nach Tatwerdung verlangen und auch schon Tatwerdung erfahren. Im folgenden gilt es, den Fragenbereich, der sich hier aufstut, in seinen weiteren, historisch gegebenen, aus einem neuen Lebensbewußtsein erwachsenen und schließlich in seinen gestalterisch sich auswirkenden Zusammenhängen darzustellen. Das Ganze steht auf dem Bewußtsein, daß ein entscheidendes Neuwerden sowohl für die deutsche Kultur wie für die deutsche Musik im besonderen eingesetzt hat, und daß eine spätere Vollendung davon abhängt, wie in den Verantwortlichen das, was zu vollbringen ist, zu vollkommener Klarheit gekommen ist.

I. Die Zeitlage des deutschen Musiklebens.

Dem aufgeschlossenen Beobachter kann es nicht entgehen, daß im gegenwärtigen Musikleben, das das neue Deutschland übernommen hat, gefährliche Klüfte klaffen. Angebot und Nachfrage nach dem Berufsmusiker zeigen erhebliche Unterschiede. Auf der einen Seite muß man ein Überangebot an ausgebildeten Musikern zugeben; auf der andern Seite steht aber nicht allein die geldliche Not unserer Tage und die vom geruhigen Musizieren ablenkende Bewegtheit

der Gegenwart, sondern steht etwas ungemein Gefährliches: das Nicht-Interesse, dem das Musikalische überhaupt gleichgültig ist. Dieser Gefahr gilt es zu begegnen durch die Erkenntnis ihrer Ursachen: Die eine ist die Überladung mit Musik, wie sie sich im Gefolge der Überzahl von Konzerten und noch weit stärker durch den Rundfunk einstellt¹. Zu Geldnot und Musiküberladung kommt eine dritte Ursache der Krise, die wohl die folgenreichste sein wird: wir wissen uns am Ende einer Epoche und in der Entwicklung zu einer kommenden Epoche deutscher Musik. Für den Musiker bedeutet das ein inneres Unsicherwerden, ein Bemühen, neue Ansatzpunkte, einen neuen Glauben an seinen Beruf und an die Berufung seiner Kunst zu erlangen; für den Musikfreund bedeutet das ein Nachlassen der Wirkungs- und damit der Anziehungskraft der Musik dieser zu Ende gehenden Epoche.

Die Bedingungen dieses Sich-Wandelns sind zu suchen in einem Sich-Besinnen auf eine Neugestaltung der Erscheinungsform des Musikalischen, wenn auch dieses ganze Tun unterbaut ist von dem letzten Endes unerklärlichen Bewußtsein, daß das Musikalische einen Lebensbesitz darstellt, dessen Dasein im Grunde genommen vom Meinen, vom Gut- oder Schlecht-Finden vollständig unabhängig ist und der immer wieder seinen Bann ausübt. Jeder Mensch, der sich der Musik verbunden weiß, ist davon überzeugt, daß die letzten Ursachen dieser Bindung in einem seelischen Bereich liegen, der sich menschlicher Bewußtheit entzieht. Die Geschichte der Musikauffassungen stellt sich so gesehen dar als die im Wirkungsbereich einer Gesamtkultur oder Weltanschauung sich vollziehende Bemühung, diese geheimnisvoll bestehende Bindung an das Musikalische in die Bewußtheit zu zwingen, ihr eine Aufgabe zuzuweisen. Die namentlich auf den einfachen Menschen so mächtig wirkende Kraft des klingenden Ereignisses sollte im Dienste einer Bildungsabsicht bestimmte Er-

¹ Ernst Kriedt: „Nationalpolitische Erziehung“ (Seite 127) wendet sich klar gegen die „bis zum Blödsinn getriebene Überschwemmung des Alltags mit Musik“.

scheinungsformen annehmen, deren Aufgabe und Formungsgesetzlichkeiten nunmehr auszusprechen waren. Letzten Endes rührt hiervon alles her, was man als Stil zu bezeichnen pflegt. Die Geschichte der Musikpflege vermag viele Belege aufzuzeigen, wie der Stilwille im Gegensatz steht zu einer ursprünglicheren, triebhafteren Weise des Musikmachens.

Stil ist gleichsam ein Lebewesen mit bestimmter Lebensdauer; er wird, wenn seine Lebenskräfte versiegen, von einem neuen Musizierwillen, der einen neuen Stil entstehen läßt, abgelöst. Ein solcher Wandel kann sich selbstverständlich nicht mit Jahreszahlen festlegen lassen; alter und neuer Formungswille gehen immer lange nebeneinander her.

In der Gegenwart vollzieht sich ein ähnliches: man stellt zunächst einen Wandel im Formungswillen fest; die homophone, von einem einzelnen Sinnträger getragene Musik der vergangenen Epoche wird abgelöst von einem nach dem Barock orientierten Formungswillen, der eine neue Struktur des musikalischen Satzes erstrebt.

Tiefgehender ist aber die Umwandlung der Musikauffassung: man kann die zweifelsohne erkennbare Richtung als eine Entsubjektivierung des musikalischen Ausdrucks bezeichnen, wenn man darunter die Bemühung versteht, den Ablauf eines Tonwerkes der schöpferischen, nur einfallsbestimmten Willkür zu entziehen und übergeordnete, überpersönliche geistige Ordnung an die Stelle zu setzen.

Den dritten Faktor dieser Wandlung hat man in dem Kampf zu erblicken, der Musik einen neuen Lebensraum zu schaffen. Das Konzert als die repräsentative Form des Musiklebens am Anfang des Jahrhunderts tritt zurück. Neben die hierbei erscheinende, unverbindliche Art der Musikdarbietung, von der höchste technische Berufsleistung erwartet wird, tritt ein Musikmachen, das von einer Gemeinde getragen sein will. Das will besagen: das Musikalische wird in den Dienst eines bereits vorhandenen, durch besondere Gesetze zusammengehaltenen Menschenkreises gestellt und erhält in diesem Dienen seine Lebensberechtigung und Lebenskraft.

Der nachdenkliche Musiker ersieht diesen Vorgang der Wandlung in der Problematik, in die seine Einstellung zum musikalischen Besitz überhaupt gekommen ist. Er erkennt, daß die entstehenden neuen Möglichkeiten des Musizierens außerhalb des Konzerts anderes verlangen, auf das er seelisch nicht eingerichtet ist. Er steht jedenfalls vor der völligen Unsicherheit, welche Gesinnung zur Musik, welche Hörbereitschaft er zu erwarten hat, welcher Bereitschaft zur Musik er verantwortlich zu sein hat: es gibt eine Weise des Hörens, die als Aufmerken, ein Sich-Bemühen, Sinn- und Formzusammenhang zu erkennen ist, und es gibt ein anderes Hören, das nur unverbindliches Sich-Unterhaltenlassen bedeutet. Diese beiden Verhaltensweisen zum Musikalischen sind so alt, als es eine musikalische Kunstübung, die sich von unterhaltlicher Musikdarbietung trennt, gibt.

Es hat sehr lange gedauert, bis die werdende christliche Kirche die Musik, die durch ihre Bindung an das Genüßleben des untergehenden Römertums in

Verruf gekommen war, in den christlichen Kult aufnahm. Der Gegensatz zwischen Musik als Symbolsprache eines geistigen Daseins und der Musik als sinnlichem Effekt („als leichtsinniges Spielwerk der Sinne“ steht bei Wackenroder zu lesen) hat sich durch die Jahrhunderte bis in die Gegenwart hinein erhalten. Er ist dem Zeitigen mehr denn je Problem, da sich das Interesse der Mehrheit der zweiten Art der Hörbereitschaft zuwendet, wie sie im Tonfilm, im Rundfunk und im Tanzsaal erscheint; demgegenüber muß das tiefere Interesse am Musikalischen stark zurückgetreten sein.

Der heutigen Musikergeneration ist es aufgegeben, diese Gegensätze, die gar keine zu sein brauchen, in einen organischen Zusammenhang zu bringen. Die Lösung dieser Aufgabe wird sich in der Schaffung eines neuen Lebensraumes des Musikalischen, in einer neuen Einstellung zum Musiziergut und schließlich in der Einordnung des Musikalischen in das Gesamtwerk volkhafter Bildung vollziehen.

Zum ersten im Bereich des Lebensraumes des Musikalischen: die Umordnung im neuen Deutschland, das Werden eines neuen völkischen Zusammenschlusses hat auch dem Musikalischen einen neuen Lebensraum und neue Aufgaben geschaffen. Der Musiker vom Anfang des Jahrhunderts fand hier keine Probleme: Konzert und Musikunterweisung waren fest begrenzte Arbeitsfelder, die gebildete Schicht der Musikfreunde trug seine Existenz. Hier ist Wandlung eingetreten: die Verantwortungen sind andere geworden, nicht mehr eine Gebildeten-schicht, sondern das gesamte Volk, das nach dem Willen des Führers zur Gemeinschaft werden soll, ist höchste Instanz geworden. Diesem Ziele hat auch das Musikalische dienstbar zu sein. Das Ernstnehmen dieser Verantwortung im praktischen Wirken bedeutet eine sehr schwere und eigentlich noch nicht gelöste Aufgabe. Ihre Lösung liegt zwischen zwei bisher hervorgetretenen Möglichkeiten: einmal im Herantragen der großen Musikwerke an die bisher ferner stehenden Volksschichten oder zum anderen die Vernachlässigung des Kunsthaften zugunsten des Einfachen, Volkstümlichen, im Einüben und ganz besonders im Komponieren einstimmiger Gesänge, die gegenwärtig in unübersehbaren Mengen entstehen.

Beide Lösungen können trotz der richtigen Grundeinstellung nicht endgültig sein: Peter Raabe berichtet über das katastrophale Ergebnis einer Aufführung der Matthäuspassion J. S. Bachs vor einer Arbeiter-zuhörerschaft nach Feierabend². Der Fehler liegt hier keineswegs bei der Zuhörerschaft; es fehlt ihr nur das innere Organ, solche Musik überhaupt aufzunehmen. Man muß sich wirklich von der Meinung freimachen, ein musikalisches Kunstwerk sei etwas von Zeit und seelischem Bereich Unabhängiges, dessen geistige Gehalte immer und überall erfassbar sind. Der Zustand, daß eine Sinfonie Beethovens jedem Volksgenossen etwas durchaus Geöffnetes sei, kann höchstens ein Ziel, niemals aber Anfang einer neugereichteten Musikpflege sein. Diese Erkenntnis in Forderung überetzt muß lauten: nur solche Musik wird ihre innere Wirkung haben, deren Struktur und Ar-

² In der Zeitschrift für Musik, 1934; ferner in der Schrift: „Die Musik im neuen Deutschland“, Regensburg, 1935.

tung erfassbar ist in dem Lebensbereich, in welchem sie erklingen soll. Der für die Musikpflege Verantwortliche muß hier die Folgerung ziehen aus einer Erkenntnis, die Lipps so ausgesprochen hat, daß aller ästhetische Genuß der Genuß des Einklangs der Seele mit dem in sie eindringenden Leben ist, das aus dem Kunstwerk spricht. — Eine kommende Musikpflege wird also notwendigerweise nach dieser sozialen Verantwortlichkeit ausgerichtet sein müssen.

Die heutige Zeit kennt nur einen Bezirk des Musiziergutes, das unbedingte Geltung hat und zwar charakteristischerweise weniger in seinen einzelnen Erscheinungen, die wechseln, sondern als Gattung: das einstimmige Gemeinschaftslied, dessen bedeutsame Einzelercheinungen millionenfach gesungene Volkslieder geworden sind, die ihr Leben ganz frei von jeglicher beruflichen Musikpflege führen. Historisch gesehen liegt hier nichts Erstmalsiges vor; man kann den Umkreis solchen Musikgutes, das zu allen Zeiten und bei allen bekannten Völkern zu finden ist, als „umgangsmäßig“ (S. Besseler) bezeichnen, Kirchenlied oder auf der Gegenseite das Tanzlied gehören wie unser heutiges wehrhaftes Volkslied diesem Bereich an. Mit der Blickrichtung in die Zukunft ergibt sich hier fördernde Erkenntnis: nämlich die Lebensverbundenheit, die Gemeinschaftsbezogenheit des Musikgutes schaffen die heute fehlende Verpflichtung zum Musikalischen. Das Forst-Wessel-Lied als Kampflied der nationalsozialistischen Bewegung hat so über seine ästhetische Gegenständlichkeit hinaus Symbol-Wert erhalten. Hier gibt die Gegenwart unumstößliche Gewissheiten, gibt eine Lehre von der elementaren Bindung an das Musikalische. Hier findet man die Werte, die dem heutigen Musikleben abhanden gekommen sind, wieder. Wenn es gelingt, das Musikleben so zu gestalten, daß seine Lebensverbundenheit und seine Gemeinschaftsbezogenheit wieder jedem einzelnen selbstverständlich ist, wird auch wieder die tiefere Verpflichtung zum Musikalischen erstehen. Das Musiziergut ist hier selbstverständlich wesentlicher Faktor. An der Größe und Gewalt des deutschen Musikerbes braucht nicht reformiert zu werden. Notwendig ist, daß das neue Deutschland diesem Erbe den neuen Lebensraum schafft, und notwendig ist eine neue Gesinnung, mit der man dem Musikalischen entgegenkommt, notwendig ist eine tiefere und umfassendere Verpflichtung zum Musikalischen.

Einem intellektuellen Erfassen des Musikwerkes steht ein rein sensualistisches gegenüber, in ihren letzten Auswirkungen sind beide fruchtlos. Für die Reifung des inneren Menschen ist die quasi-Parfümierung der Luft durch Musik genau so wertlos wie das Erhören rein struktureller Dinge, wie Themen, Harmonien und das Überhören des eigentlich Gemeinten. Zwischen diese Gegensätze soll eine Verantwortlichkeit gestellt werden, nämlich eine Ausrichtung des Tuns auf volkhafte Bildung im Sinne Ernst Kriecks und Philipp Görds³. Dies möge nun keineswegs als ein Vorschlag zur Pädagogisierung des Musiklebens verstanden werden, was sich von selbst erledigen würde, sondern als Bekenntnis, daß ohne Bildungswillen eine

³ Ernst Kriek: „Nationalpolitische Erziehung“, Leipzig, 1932. Ph. Görds: Grundformen volkhafte Bildung, Frankfurt am Main, 1933.

bewußt geformte Musikpflege, wie sie das Anliegen der vorliegenden Studie bildet, nicht denkbar ist. Ein großes musikalisches Kunstwerk ist ohne Weg dazu ebensowenig verständlich wie eine große Dichtung. „Erzogen wird im engeren Sinne, im Sinne des Gehörten, des erschauten Menschideals, zu einer bestimmten Gestaltung, zu einer bestimmten Gesinnung. Bildung aber erschließt den Gehalt dieser Gesinnung, entfaltet den Sinn dieser Haltung, dehnt sie auf immer neue Bereiche der Welt und des Lebens aus, fragt sie nach ihrer immanenten Stellungnahme zu immer neuen Fragen des Lebens und der Gegenständlichkeit, bis in den eigentümlichen Kern dieser Haltung, der den Menschen, der sie lebt, auf bestimmte Maßnahmen, auf bestimmte Richtungen des Handelns, in Richtung des Beachtungswürdigen, des Erlebens, des Sehens, des Hinblickens und Werthaltens festlegt. Wir können sagen: diese Bildung faltet den Gehalt auseinander, bis sich eine umfassende Weltanschauung von ganz bestimmter Sicht aus dieser Haltung heraus entwickelt hat. Die Bildung darf sich also nie über Lebensgestaltung, über die durch Erziehung erformte Haltung erheben, über sie leben oder sich gar neben sie stellen, sondern sie muß eben deren Weltansicht zu größtem Reichtum entfalten, diese Haltung selbst begrifflich durchdringen und zu ihrer höchsten und reifsten Form bringen. Aus der Haltung muß sie die Gesinnung lesen, die Gesinnung auf ihre Sicht befragen und die Sicht zur Weltansicht entfalten.“

Volkhafte Bildung ist der deutschen Gegenwart zur großen zukunftssträchtigen Aufgabe geworden: „Bildung hebt die Zusammenhänge zwischen einzelnen untereinander und dem Ganzen ins Bewußtsein und baut nach dieser Grunderkenntnis das Weltbild aus, deutet danach den Sinn des Lebens und ermöglicht dem Glied, von seiner Stellung im Ganzen sich selbst und den andern Rechenschaft zu geben . . .“ (Ernst Kriek: Nationalpolitische Erziehung, S. 116.) Das deutsche Bildungswesen, soweit es die Schule angeht, hat der Musik gegenüber noch große Verpflichtungen einzulösen: die Art, wie die Musik in den Schulbetrieb eingeordnet wird, muß diese als etwas, das verpflichtendes Bemühen verlangt, anerkennen und darf Musik nicht als schmückende Beigabe zu Schulveranstaltungen ansehen. Es muß zur Übernahme einer Verantwortung kommen, wenn sich in der Schule etwas für die große deutsche Musikkultur Förderliches entwickeln soll.

So ergibt sich aus der Überschau über die Zeitlage die Notwendigkeit, innerhalb des weiten Raumes deutschen Musizierens, der nicht von heute auf morgen in seinen Wertsetzungen und Wirkungen verändert werden kann, einen Bereich zu schaffen, der von vornherein Verpflichtung auferlegt, an dessen Existenzberechtigung nichts zu deuteln ist. Das gegenwärtige Meinen über Musik ist aber so zwiespältig, daß beim Erwägen neuer Möglichkeiten unbedingt ein tieferer Urgrund, eine tiefere Lebensbedingtheit den Ausgangspunkt bilden muß.

⁴ Erich Rothacker, Bonn: Die Grundlagen und Zielgedanken der nationalsozialistischen Kulturpolitik. In: Die Erziehung im nationalsozialistischen Staat. Vorträge, gehalten auf der Tagung des Pädagogisch-psychologischen Instituts in München, August 1933. Leipzig, 1933.

II. Wesensbestimmung der Feier.

Die vorhergehenden Erörterungen und Einsichten sind ausgelaufen in der Frage nach dem Schaffen eines lebensverbundeneren Bereiches der Musikpflege: die Gegenwart hat diesen Bereich gefunden, und unsere Bemühung geht darum, ihn im Sinne des neuen Deutschland und im Hinblick auf eine kommende deutsche Musikpflege auszugestalten: es ist die Feier und ihre musikalische Gestaltung.

Der Gedanke der Feier ist in der heutigen Lehre vom Erziehen und Bilden häufig ausgesprochen worden; zudem wird eindeutig erkennbar, daß der neue Kulturwille die Feier planvoll in die Lebensordnung des Volkes einbaut. Die großen völkischen, lebensgestaltenden Inhalte sollen nicht allein gewußt, sondern sollen im feierlich erhobenen Augenblick der Verkündigung Erlebnis werden. Der Reichsparteitag ist die repräsentative Bekundung dieses Willens.

So liegen in der unmittelbaren Gegenwart sowohl in der Lehre wie in der Tat die Anstöße und Willensbekundungen zur Feier vor und zwar als Wesensbestandteil volkhafter Bildung, in deren Dienst das Musikalische tritt, unabhängig von nur musikalisch ausgerichteten Interessen. „Fest und Feier sind sichtbarer Ausdruck dieses Mehr, das unser Leben gerade zum Leben von Menschen macht ... feste sind Angelpunkte des Kalenders und seiner rhythmischen Lebensgestaltung: Der Mensch, zumal der primitive, empfindet sie als Höhepunkte und Sinnerfüllung des Lebens ... Kunst, Mythos, Religion sind die Weisen, in denen jedes Menschentum — wenn auch dem Inhalte und dem Grade der Ausbildung nach noch so verschieden — seine Antwort auf die ewigen Fragen des Menschseins ausspricht ... Sinngebung und Einfluchtung dieses Lebens in einen welthaften und über das Einzelsein weit hinausreichenden Zusammenhang ...“ (Ph. Gördt, a. a. O.)

Die machtvolle Bedeutung, die im neuen Deutschland dem Feiergeanken beigelegt wird, erstreckt sich auch auf die der Feier zugeordnete Musik; hier ist starke Hoffnung berechtigt, daß die Stelle gefunden ist, wo die als neubelebend erkannte tiefere Lebensverbundenheit des Musizierens geschaffen werden kann. Diese Bindung des Musikalischen an die Feier bedeutet eine Verpflichtung zu seiner Pflege; dadurch wird aus dem „Will“, das sonst der Musikbetätigung zugrundeliegt, ein „Muß“, die Unverbindlichkeit weicht der Verantwortung.

Diese Verantwortung ist eine dreifache: erstlich vor einer Gemeinschaft und ihrem Ethos, dann vor dem musikalischen Kunstwerk und schließlich vor der inneren Wirkung, die von der Feier ausgehen soll.

Zum ersten: unsere Zeit erlebt den Untergang des Konzertpublikums im Sinne des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts. Die Musikveranstaltung ist im Umbruch, ein Gemeinschaftsereignis, nämlich ein Zusammenkommen von Menschen zu werden, die eines gleichen Willens sind. Aus dem Publikum will und soll eine Gemeinde werden. Der erste und entscheidende Wesensbestandteil der Feier ist ihre Gemeinschaftsbezogenheit. Die Jugendbewegung betonte immer die

„gemeinschaftsbildende“ Kraft der Musik; die Beziehung Musik und Gemeinschaft ist aber in Wirklichkeit nicht so elementar einfach. Wäre dem so, dann müßte schließlich die höchste Wirkung einer Musikveranstaltung die sein, daß nachher spontan Verbrüderungsszenen erfolgten. Es ist wohl richtiger, die Gemeinschaftsbezogenheit des Musikalischen darin zu erblicken, daß es in einer bereits bestehenden Gemeinschaft Bekenntnis und Aufruf, daß es Symbol des gemeinsamen Glaubens, Symbol des geistigen Daseins eben dieser Gemeinschaft ist. Das Deutschlandlied hat die Reichseinheit von 1870 ebensowenig geschaffen wie das Horst-Wessel-Lied den nationalsozialistischen Gemeinschafts- und Kampfwillen. Härtere Schmiede — Not und Kampf — mußten hier wirken; das Lied aber war in diesen Werbezeiten als geistiger Besitz der Gemeinschaft eben Aufruf und Bekenntnis, wurde so zum Willensausdruck und zum Wertsymbol.

Das einstimmige Lied hat sich auf dieser Grundlage einen Geltungsbereich geschaffen, der das ganze deutsche Volk umfaßt. Ganz verschieden hiervon steht es mit der eigenständigen, der sog. Kunstmusik; wir Zeitigen werden nicht umhin können, ihre Beziehungen zu einer Gemeinschaft als locker geworden zuzugeben. Wenn aber die deutsche Musikpflege hier neue Wege gehen will, so ist es unerlässlich, ja geradezu lebensnotwendig, daß der Musiker in den Verantwortungsbereich seines beruflichen Wirkens die Verantwortung vor seiner Hörerschaft, die Gemeinde ist oder werden soll, aufnimmt. Die Aufgabe, dieser Gemeinde ein geistiges Besitztum zu erschließen, wird den Musiker Mittel und Wege finden lassen, das klingende Ereignis zum „Erlebnis“ zu machen, indem der seelische Vorgang des Aufnehmens nicht ein oberflächliches Berührtwerden, sondern ein tiefes Erfahren werden soll bei denen, die offenen Sinnes und guten Willens sind. Im Dienste der Feiergegestaltung wird das Musikalische in einem hohen Sinne dienend; denn der Inhalt der Feier stellt einen Bezirk dar, der „Hingabe an das, was über uns ist, als Symbolwerden des Zeitlichen und Endlichen für ein Ewiges und Unendliches ...“ (Ph. Gördt) bedeutet.

Die Gemeinde, dieses Gebilde aus vielen einzelnen, diese „Ausweitung des Ich“ steht dem Kunstwerk, dem Gebilde schöpferischen Formwillens gegenüber. Beide sollen in fruchtbare Beziehung zueinander treten. Wir haben in dem Umbruch der Nation ein neues Verhältnis zu den Dingen gewonnen, die uns als Lebensmächte und Lebensbesitz umgeben, und zu denen, die uns als Erbe überkommen sind, und schließlich zu denen, die wir für die kommenden Zeiten zu erwerben und zu erkämpfen haben. Jedes deutsche Dasein — gleichgültig in welchem Bereich des berufstätigen Lebens — ist eingepannt in den unerhörten Vorgang des Schaffens eines neuen heiligen Reiches der Deutschen und erhält erst in diesem Werk seinen Sinn. Der Umbruch hat auch einen neuen Glauben an das Künstlerische geschaffen und eine neue Verpflichtung. Der Führer hat es in seinen Kulturreden immer wieder ausgesprochen: das Künstlerische, das uns im Kunstwerk entgegentritt, ist unlöslich verbunden mit dem geistigen Dasein der Nation, mit dem des Volkes. „Alle großen Kunstschöpfungen der Menschheit sind

als schöpferische Leistungen aus dem Gemeinschaftsgefühl heraus entstanden und sind deshalb in ihrem Entstehen und in ihrem Bilde der Ausdruck der Gemeinschaftsseele und Ideale.“ (Reichsparteitag 1935.) Es steht vor der deutschen Kulturarbeit die Aufgabe, diese Idee des Kunstwerkes in ihren Tiefen zu erfassen und in unsere Kunstpflege wieder sinnvoll einzufügen. Jedes Kunstwerk entsteht in einer bestimmten Lebendigkeit, womit alles das bezeichnet sei, was das Wachstum des einzelnen Werkes bestimmt. Kunstgeschichte ist im Grunde genommen nichts anderes als das verstehende Erfassen, das Erforschen dieser Wachstumsbedingungen des Kunstwerkes; das von der Kunstwissenschaft erwiesene Vorhandensein einer gestalt- und bildschaffenden Lebendigkeit muß für eine kommende deutsche Kunstpflege gleichsam den ersten Glaubenssatz bilden. Kunstpflege ist immer etwas, das von dem Wissen und dem Verstehenkönnen der Verantwortlichen abhängt, vielleicht stärker als von elementarer schöpferischer Begabung. Aus diesem Grund wird das Wissen um die lebensmäßigen Grundlagen eines einzelnen zur Feierygestaltung dienenden Werkes sehr wesentlich sein.

Das musikalische Kunstwerk bedeutet im Erklingen einen erfüllten Augenblick; es ist ein Geschehnis, das sich wie eine Schauung vollzieht und in dem, der als Spieler oder Hörer teilhat, einen Eindruck, ein Erinnern hinterläßt. Das Bemühen, sich über diesen Eindruck klar zu werden, sich Bewußtheit zu verschaffen über das, was sich nun eigentlich ereignet hat, ist sicher der Anlaß zu dem, was man am Musikalischen als menschenformend, als bildende Kraft bezeichnet. Für die Feierygestaltung ist es unerlässlich, diese innere Wirkung zu den Faktoren der Gestaltung mitzuzählen. Kein Kunstwerk hat durch sein besonderes Schön-Sein Lebenskraft; es braucht zu seinem Bestehen eben die Umwelt, es braucht die Lebendigkeit. So gesehen können drei Stufen im Erfassen eines musikalischen Kunstwerkes aufgestellt werden:

Erstlich ist das Klingende Ereignis ein erfüllter schöner Augenblick, der Beglückungswert hat, der ein inneres Freiwerden von der Enge des Alltags mit sich bringt. Das Klingende Ereignis in jeglicher Gestalt — mag dies ein großes Konzertwerk sein oder ein gemeinsames lustiges Lied — schafft in dem Bereitwilligen eine elementare Freude, deren Zustandekommen das unerklärte Geheimnis des Musikalischen ist. Jegliches Musizieren und jegliche sonstige Bindung an das Musikalische geht von diesem musikalischen Urtrieb aus, der zu allen Zeiten und bei allen Völkern zu finden ist.

Zum zweiten: das erklingende Musikwerk stellt sich dar als etwas nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten Geformtes. Es muß zweifellos mit in den Bereich des Erfassens eines musikalischen Werkes eingebaut werden, daß das Mitvollziehen, das tätige Anteilhaben am Werk — sei dies als Spieler oder Hörer — ganz erheblich davon abhängt, daß die formende Absicht klar ist. Die heutigen Bemühungen, durch das öffentliche Volks-singen wieder einfach strukturierte Musik in die Menge der Volksgenossen zu tragen, hat mit die Absicht, in der Richtung des Mitvollziehenkönnens wichtige Vor-

arbeiten zu leisten für eine kommende umfassendere Musikpflege⁵.

Zum dritten: die letzte Stufe des Erfassens eines musikalischen Werkes verläßt den Bereich des Klingend-Gegebenen und erreicht den Bezirk des Ergriffen-werdens durch das eigentlich Gemeinte, durch das, was hinter der Musik steht. Es ist vielleicht das Schicksal der deutschen Musik, daß in ihr sehr viel Vision lebt. Mit Erstaunen und Bewunderung hat schon mancher musikverbundene Deutsche die unreflektierte und unerhört lebendige Musiziergabe fremder Völkerschaften (Italiener, Slaven) aufgenommen. Der Deutsche gestaltet in seiner Musik immer Symbol, Gleichnis oder Vision. Als Beleg sei das Lutherlied „Ein feste Burg . . .“ angeführt: trotzdem es rein als Musik schon großartig genug ist, lebt in ihm eine viel weitere Schauung; zunächst gestaltet es das von der deutschen Mystik geschaffene Bild des alle teuflischen Anfechtungen überwindenden Ritters Christi⁶, schafft fernher die Vision des glaubens- und bekenntnisstarken Menschentums um Martin Luther. Es ist sicher eine deutsche Eigenschaft, daß ihm das „Nur“-Musizieren irgendwie zu wenig ist, daß der Deutsche deswegen die tiefere Daseinsverwurzeltheit seiner Musik erstrebt und in weltgültiger Weise auch erreicht hat. Die Weltgeltung der deutschen Musik beruht darin, daß sie eben die symbolerfüllte „Tiefe“ hat.

Der Umstand, daß die eigentliche seelische Eindrucks-kraft des Musikalischen rational unerfaßbar ist, hat die Vielzahl der über alle Zeiten und Völker hinweggehenden Deutungen vom Ursprung und von der Macht der Musik entstehen lassen. Es erforderte eine eigene umfängliche Studienarbeit, wenn aus den Musik-schriftstellern und aus den reich vorliegenden Befundungen zum Musikalischen aus den andern Bereichen künstlerischer Äußerung — der bildenden Kunst und der Dichtung — eine Geschichte des Musikerlebens zusammengestellt werden sollte. Mit der Blickrichtung auf die Feierygestaltung der Gegenwart sei hier versucht, einige Züge der Eindrucks-kraft des Musikalischen anzuführen, das folgende soll aber nicht Inventar, sondern Anregung sein.

Jedes Musikwerk braucht zu seinem Lebendigwerden, d. h. um überhaupt in der Gemeinde Resonanz zu finden, einen Raum, in gewissem Sinn eine Atmosphäre. Ohne dies besteht nur die Hälfte des eigentlichen Musikvorgangs, nämlich der außerhalb des Aufnehmens sich vollziehende akustische Vorgang. Bezeichnungen wie Kultische Musik, gesellige Musik, Konzertmusik sind nichts anderes als Angaben über diesen geistigen Raum.

Hier unterscheiden sich die früheren Zeitalter gegen das 19. Jahrhundert. Dort ist nämlich der geistige Raum um ein Musikwerk von der Gemeinsamkeit ge-

⁵ Das 19. Jahrhundert, in dem sich die gefährliche Kluft zwischen dem großen schöpferischen Musiker und seiner gebildeten Gefolgschaft einerseits und der großen, verständnislosen Masse andererseits auftrat, bewirkt, daß viele Musiker in der Not des Nicht-Verstanden-werdens Schriftsteller wurden (Richard Wagner, R. Schumann), um durch das Wort die Verständnisgrundlagen für ihr Werk zu schaffen.

⁶ Die gleiche Vorstellung in Albrecht Dürers: „Ritter, Tod und Teufel“.

schaffen, er ist zugleich Raum des Gemeinschaftsbewußtseins: Kultische Musik lebt in dem Raum der kirchlichen Gemeinschaft, die gesellige Musik hat den Raum der Geselligkeit. Das 19. Jahrhundert schafft dem Musikalischen einen eigenen Raum: den des Konzerts. Es ist die gleiche Erscheinung wie in der bildenden Kunst: man hat die lebensmäßigen Bindungen gelockert und konstruiert sich nun Tempel der Kunst und macht die Pflege der Kunst zum Kultus. Der Konzertsaal wird ein Tempel des Musikalischen, das Museum, das nach dem Vorbild antiker Tempel gebaut wird, wird zum Tempel der Kunst.

Die heutige und kommende Kunstpflege steht vor der Aufgabe, durch bildende und schöpferische Arbeit diese verlorengegangene Lebensverbundenheit wieder zu schaffen.

Das Musikerlebnis ist zu umschreiben als der Vorgang eines seelischen Erfahrens, das in den großen Vorgang der Entwicklung der Persönlichkeit bildend eingreift. Wir Zeitigen sind der Bezeichnung „Erlebnis“ gegenüber empfindlich geworden, denn es lebt in ihm jenes romantische Aufnehmen, das vor einem Verstehen-Wollen immer in unfaßbare Weiten zurückgleitet. Man hat für diesen Vorgang eines ekstatischen Sich-Hinwegträumens im Bann der Musik das Wort Erlebnis angewendet, und der heutige Sprachgebrauch scheut sich zunächst, dieses etwas Vages und unreif Schwärmerische ausdrückende Wort anzuwenden. Es gibt aber keinen Ersatz dafür: es sei deshalb in dem Sinne hier weiterhin angewendet, daß Erlebnis ein inneres Geschehen ist, das durch ein Äußeres angeregt, zu einem den Gemütsgrund erfassenden Erfahren wird. Erleben bedeutet also das Erfahren des Parallelgehens eines äußeren und eines inneren Vorganges — soweit es sich um ein künstlerisches Erlebnis handelt — als eines wesensformenden Ereignisses. So verschwindet das Unbestimmte und Schwärmerische; das Erlebnis ist ein wesentlicher Teil unseres Lebensvorganges überhaupt geworden.

Wenn man die Dichtung befragt, so wird das Musikalische wohl gar nie als etwas durch seine akustische oder musikttheoretisch berechnete Anlage erwähnt sein, sondern immer nur in der Bezogenheit auf ein fühlendes Bewußtsein, in der Bezogenheit auf eine gewisse Bestimmtheit, die im Fortgang der Dichtung erreicht wird. Das Musikerlebnis, das so zustande kommt, ist das Erleben des Zusammentreffens des Klinkenden Ereignisses mit der Atmosphäre, in der es erscheint. Namentlich in Bildungsromanen ist zu beobachten, daß an den Stellen, wo jene Kräfte der Wesensformung einsetzen, die von der Zweck- und Begriffsgebundenheit der Individualität frei sind, die den Augenblick des „Entsinkens der Kreatürlichkeit“ in seiner wesensformenden Kraft zeigen wollen, das Musikalische erscheint. G. Gunnarsson erzählt in „Nacht und Traum“, dem seltsam traumhaft gestalteten Roman einer Wesensformung, dieses Kindererlebnis:

„... Da saßen wir nun unter dem Boot und sangen zur Beruhigung des Gemüts, sangen ein Lied nach dem andern, die schmelzenden, meist schwermütigen Töne lang ziehend. Das Meer draußen plätscherte leise und abendstill gegen die Steine — flüsterte mir von meiner Mutter, drückte ein trauriges Sehnen

aus ... Wir sangen und sangen unermüdet. Hierhin und dahin ließen wir uns schaukeln auf dem unendlichen Meer der Tonwellen — über unbekannte Tiefen schwindlig und selig selbst im Schmerz ließen wir unser Boot gleiten — weiter, weiter. Unser Schicksal umrauschte uns, nah und unabwendbar, und wir begegneten ihm singend unter einem umgekehrten Boot ... Und wir sangen und sangen, sangen uns in Schlaf und Traum hinein — jedenfalls ich — in den richtigen Schlaf und die richtigen Träume.“

Man wird sich hüten müssen, hierin das romantische Musikerlebnis des Sich-Hinwegtragen-Lassens durch die Musik zu sehen. Diese armen Fischerkinder singen keine romantischen Lieder, und der Dichter Gunnarsson mit seiner unerbittlichen Härte der Weltsicht ist kein Romantiker. Hier wirkt eine Urkraft des Musikalischen, die stark genug ist, die „Kreatürlichkeit“ zu lösen und gleichsam eine Welt anderer Ordnung zu erschließen.

Gunnarsson macht diese Urkraft in einem letztlich weder an Zeit noch an bestimmten Lebensraum gebundenen Bild lebendig. Die gleiche Urkraft wird eingesetzt in der kultischen Musik, wo dem flingenden Ereignis die Aufgabe zugeteilt ist, die Bestimmtheit der Gottbereitschaft Musik werden zu lassen und den wesensformenden Vorgang der Heiligung durch den Gottesdienst mitzugestalten. Die gleiche Urkraft des Musikalischen setzen wir bei der Gestaltung der Feier ein; wenn das Anliegen der Feier darin liegt, einen großen, wesensformenden Gehalt zum Erlebnis zu machen, dann ist die „dienende“ Aufgabe der Musik, die innere Blickrichtung auf den Bereich dieses Inhaltes zu lenken. Es ist aus allen Epochen der Musikgeschichte bezeugt, daß der Musik als „dienender“ Kunst diese ihre allein lösbare Aufgabe übertragen wurde. Es gehört zum Zeremoniell der Feier der Krönung der deutschen Kaiser, daß an bestimmten Stellen des Feierverlaufes die Pauken- und Trompetenzunft ihre Fanfaren schmetterten. Diese Fanfare, deren Grundlage das Signal, der Befehlsruf ist, ist damit gleichsam ein Aufruf nach innen, sie ruft den inneren Menschen zur Sammlung. Es lebt so uraltes Brauchtum in Bachs Kantatenwerk, wenn in der Osterkantate die Zunft der „Trommeter und Pauker“ in der Kirche erscheint und die Feier der Todüberwindung mit ihren Fanfaren einbläst.

Wenn wir den aus dem heutigen Lebensbewußtsein aufsteigenden Feiergeanken in seiner Tiefe erfassen und verlebendigen wollen, so muß an und für sich eine neue Musik erstehen. Eine Motette von Heinrich Schütz, eine Kantate Bachs, eine Sinfonie Beethovens oder eine Opernszene Richard Wagners, jedes Werk für sich eine letzte Vollendung, kann nie Musik einer Thingstättenfeier werden. Der geistige Raum um ein solches Werk ist eben nicht der geistige Raum einer Thingstätte. Es ist notwendig, daß der Musiker hier ein neues Meinen und eine neue Empfindlichkeit für diese Zusammenhänge gewinnt. Zur Feier gehört notwendig die innere Erfülltheit und Wahrhaftigkeit.

Jedes Musikwerk hat einen bestimmten Ausdruckgehalt, es ist gleichsam eine Sprache, die in ihrer eigen- und einzigartigen Weise etwas aussprechen soll. Man umgeht heute die Gelegenheit, vom „Stimmungsgehalt“ eines Musikwerkes zu sprechen; der

Grund hierfür ist das romantische Musikverhältnis, das die heutige Generation im Hinblick auf ein Kommenendes überwinden muß, ohne sie als „alte Perücke“ abzulehnen. Das romantische Musikerlebnis entsteht in der Spannung zwischen enger, endlicher Wirklichkeit und unendlicher, traumhafter Innerlichkeit. Die Musik ist dem Romantiker die Erschließerin dieses geheimnisvollen Reiches. Musikdarstellungen der bildenden Kunst aus dem 19. Jahrhundert geben unumstößliche Gewißheit darüber: die Musik lebt in diesen Bildwerken als Zauber, der die hörenden Menschen die Augen schließen läßt und sie in traumhafte Weiten der Fantasie entführt. Ein spätes, aber sehr bezeichnendes Dokument ist die Brahms-Fantasie von Klinger mit dem musikalischen Geschehnis im Vordergrund und den in fantastischen Fernen, über dem weiten Meer schemenhaft aufsteigenden Visionen.

Für die Feier ist dieses Musikverhältnis etwas Unfruchtbares und ohne Einsatzmöglichkeit: denn es hängt vollständig an einem einzigen „erlebenden“ Subjekt; dieses „Musik-Erlebnis“ ist an die im einzelnen aufdämmernden Assoziationen gebunden und erhält von hierher seine Wertung. Die Feier aber ist ein Werk der Gemeinsamkeit. Die Erlebnisgehalte, die lebendig wirksam werden sollen, müssen daher in großartiger Einfachheit jedem zugänglich sein; dies ist eine grundsätzliche Forderung an jede Feiergegestaltung. Die Feier muß so andere Faktoren in ganz anderer Weise einsetzen als dies etwa im Konzert der Fall ist. Die vom Führer inspirierten Feiern des Reichsparteitags oder die Feier des 9. November sind die ersten großen Verwirklichungen einer neuen Symbolik und Erlebnisweise; hier ist der Bereich geschaffen, in dem ein neuer Glaube an das Künstlerische und ein neues Kunstschaffen entstehen kann. In diesen schöpferischen Leistungen lebt das Wesen der Feier im neuen Sinne; hier erkennt man, wie die einzelnen Faktoren der Feiergegestaltung sich zu einem Ganzen fügen.

III. Die Faktoren der Feiergegestaltung.

Dem für die Feiergegestaltung Verantwortlichen stehen viele Faktoren zu seinem Werk zur Verfügung. Es ist seine Aufgabe, im Wissen um seine Vorstellung des Feierablaufes gleichsam eine Architektur zu errichten, in der jeder Faktor in bezug auf die Eindruckskraft des Ablaufes und des Inhaltes der Feier besondere Gewichtigkeit und Funktion hat.

Wie Richard Wagner die „dramatische Absicht“, wie Joh. Seb. Bach die „Ehre Gottes und die Erbauung des Nächsten“ als höchste Instanz über ihr Schaffen, ja über das einzelne Werk stellten, so muß für die Gestaltung der einzelnen Feier deren Anliegen das Ordnungsprinzip der einzelnen Faktoren bilden. Die Feier selbst muß wie ein in sich geschlossenes Kunstwerk gestaltet werden.

Die wesentlichen Faktoren der Feiergegestaltung sind Musik und Wort:

Die Musik erscheint als gemeinsam gesungenes Lied, als kunstvoll musikalisiertes Wort im Chorwerk, sie erscheint schließlich als Instrumentalwerk, das als bewegungsordnender Marsch oder Tanz, als feierliche Einstimmung oder als entspannendes Zwischenpiel ein-

zusetzen ist. Auf die Gefahr hin, daß der Eindruck entstehen könnte, die Musik als Faktor der Feiergegestaltung in ihrem Wertbestand zu inventarisieren, sei im folgenden versucht, einige Punkte dieser Feierfunktion des Musikalischen aufzuführen:

Zunächst ist das Musikalische wirksam als Einstimmung, als Intonatio zur Feier: das erklingende Musikwerk, angefangen von der Fanfare bis zum größeren Instrumentalwerk, muß in seinem Gehalt zum Anliegen der Feier in innerer Beziehung stehen und in dieser Bezogenheit jedem einzelnen der Feiergemeinde verständlich sein. Hierbei sind heute die elementar eindrucksvollen Formen die Fanfare und der gemeinsame Chorspruch.

Die Fanfaren geben Aufruf und Ordnung nach außen; sie schaffen die Ausrichtung, deren innere Entsprechung die Bereitschaft zur Feier ist. Der Chorspruch, der als gemeinsam gesungener Kanon am eindrucksstärksten in Erscheinung tritt, richtet sich schon an ein begrifflich wertendes Aufnehmen. Diese Musik fordert das Mitgehen eines jeden einzelnen zum Einsatz des Ganzen; jedes „vorgetragene“ Stück birgt die Gefahr einer zerstreuten Wirkung, denn im Zuhören wird jeder Hörende wieder ein einzelner.

Damit wird der Einbau der selbständigen Instrumentalmusik in die Feier problematisch. Jegliche Musik für Instrumente steht zwischen zwei Polen: einmal ist sie Anregung und Ordnung körperlicher Bewegung wie im Marsch und im Tanz, im übertragenen Sinn muß die Fanfare hierher gezählt werden. Polar entgegengesetzt muß die Instrumentalmusik als reine Seelenkunst, als Klangwerdung eines Innerlichen gesehen werden. Sie übt auf den Hörer eine quasi entrückende Wirkung aus; sie löst ihn vom Körperlichen in eine traumhaft fantastische Welt der Vision. Das ist die Instrumentalmusik des 19. Jahrhunderts. Im Kraftfeld dieser beiden Pole formt sich jede Instrumentalmusik; es steht gleichsam hinter jedem Instrumentalwerk ein aus dem Menschhaften aufsteigender Gehalt, den der Sprachgebrauch durch Worte wie etwa: „tänzerische Bewegtheit“, „hymnische Feierlichkeit“, wie „pathetische Musik“, wie „stille Musik“ zu erfassen sucht. Der richtige Einbau eines Instrumentalwerkes wird davon abhängen, ob der gestaltende Musiker für diese Zusammenhänge genügend empfindlich ist. Über die Werthastigkeit eines Musikwerkes kann natürlich der menschhafte Untergrund niemals allein entscheiden; das Musikwerk muß dabei immer noch als etwas Selbständiges, in sich Geschlossenes und Vollendetes, das sich durch seine eigene Gestalt, durch seine Gegenständlichkeit Anerkennung schafft, in der Musifarbeit stehen. Es fällt gegenwärtig noch schwer, die Brücke zu schlagen zwischen den Gegensätzen, ein Instrumentalwerk als etwas Bedingtes und Dienendes oder als etwas Eigenständiges, durch sich allein Bestehendes aufzufassen und dementsprechend zum Gegenstand musikalischer Arbeit zu machen.

Aus diesem Gegensatz, daß Musik einerseits gemeinsamer Besitz und andererseits etwas Eigenständiges ist, das „dargeboten“ wird, entsteht die Kritik am Musikhören: Diese darf gewiß nicht so weit gehen, daß nunmehr jegliches Hören von Musik als etwas Passives überwunden werden soll. Wesentlich zu einem

Musikleben, wo immer ein solches in Erscheinung trat, ist nämlich immer die elementare Freude am Hören, und diese muß zweifelsohne als vollgültiger Faktor in die Fei ergestaltung eingebaut werden. Die heutige Kritik an der Passivität des Nur-Hörens ist bereits mehrfach erwähnt worden, sie ist das Ergebnis eines geschichtlichen Werdegangs⁷ und entstammt der heutigen Strömung, dem Konzertbetrieb, der von berufsausübender Handwerklichkeit und Geschäftstätigkeit abhängt und eine möglichst große „Hörerschaft“ erstrebt, ein aus triebhafter Musizierfreude aufsteigendes, lebensverbundenes Musizieren an die Seite zu stellen. Die Gegensätze, die gegenwärtig zwischen diesen Bereichen noch bestehen, werden verschwinden, wenn man auf beiden Seiten einmal mehr die eigenen schlechten und die guten Eigenschaften des andern Bereiches erkennt, als — wie bisher — umgekehrt. Jedenfalls wird eine Hörerschaft, eine Gemeinde immer wesentlicher Faktor eines jeden Musiklebens sein, und diese Hörerschaft ist immer für reine Instrumentalmusik aufnahmebereit. Aufgabe des Musikers wird es aber sein, das Instrumentalwerk in seiner Wesenstiefe zu erfassen und aus diesem Verstehen heraus seiner Gemeinde zu geben.

Die dritte Weise, in der das Musikalische in der Feier in Erscheinung tritt, ist ihre Kraft der Wortgestaltung. Die Geschichte der Musik ist im Eigentlichen die Geschichte der Musikalisierung des Wortes, und jede Epoche stellt sich dar als eine neue Auseinandersetzung mit dem Geheimnis des Wortes; der Musiker sieht immer die Aufgabe, dieses Geheimnis in der Klangwerdung gewissermaßen schaubar zu machen, das Sprechen in einen höheren Bereich zu erheben. Für die Feier gewinnt das Musikalische damit eine ungeweine Bedeutung, das Anliegen der Feier wird im musikalisierten Wort lebendig und gewinnt erst hierdurch in eigen- und einzigartigerweise Eindrucks kraft auf die Gemeinde.

Die Erscheinungsform und die innere Funktion, mit der das musikalisierte Wort in die Feier eingefügt werden kann, ist eine mehrfache:

Zunächst als Chorspruch: das Anliegen der Feier wird in einem Chorspruch vor die Feier gestellt, er wird von allen gesungen und wirkt sich als Richte aus nach der inneren Handlung der Feier. Vor allem wird hier der Kanon die Aufgabe erfüllen können⁸.

Das Lied ist als musikalische Erscheinungsform Wesensmitte und Ausgangspunkt der Zuordnung Musik und Feier. Die heutige Zeit legt den Hauptwert auf das gemeinsame einstimmige Lied, weil hier das Elementare und Ehrliche unmittelbar in Erscheinung tritt. Das Lied wird aber nicht die einzige Musizierform der Fei ergestaltung sein; es macht sich heute schon überall die Bemühung geltend, das Lied in größere Zusammenhänge einzuordnen. Es ist hier nicht der Ort, den musikalischen und inhaltlichen Reichtum des deutschen Volksliedes in seiner Bezogenheit zur Feier zu besprechen. Jedenfalls soll die Ein-

⁷ S. Besseler, Grundfragen des musikalischen Hörens, Jahrbuch der Musikbibliothek Peters, 1925.

⁸ Solche finden sich in vielen heutigen Liederbüchern, vor allem auch in der Sammlung „Lieder der Werksschar“, Hamburg, Hansensche Verlagsbandlung.

ordnung des Volksliedes in die Feier nicht allein von der Bezogenheit der Lieddichtung, sondern ebenso vom musikalischen Gehalt abhängen. Das gemeinsam gesungene Lied wird vor allem wichtig dadurch, daß die Gemeinde in diesem Singen als Gemeinschaft in Erscheinung tritt.

Seiner Gewichtigkeit nach kann das Lied Einstimmung wie der Chorspruch werden, oder aber es erhält schwereres Gewicht, es erhält eine umfassendere Bindung an den Feieranlaß. Dies gilt für alle Feiern, deren Anliegen weniger im Wißbaren als im Erfühlbaren eines Inhaltes liegt. Eine Feier für die deutsche Mutter oder eine Feier für die Toten des Krieges wendet sich niemals an das Wissen, sondern an das innere Schauen.

Hier wird im allgemeinen als eigenständige Erscheinungsform des Musikalischen das Chorwerk in seine eigentliche Funktion treten. Es sei darunter ein bewußt geformtes Musikwerk verstanden, das Vorbereitung, Aufmerksamkeit und Anerkennung als selbständiges Gebilde fordert. Die Geschichte der deutschen Chormusik weiß davon zu berichten, mit welchen Auffassungen und welchen technischen Mitteln die Chormusik die Aufgabe durchgeführt hat, Entfaltung und Überhöhung eines bestimmten Gehaltes zu sein.

Die Musik als Faktor der Fei ergestaltung ist in die einzelne Feier je nach dem Anlaß mit verschiedener Gewichtigkeit eingebaut. Sie kann einmal nur als einstimmender Chorspruch erscheinen, dann aber auch mit dem Alleinrecht in der Musikfeier. Die reine Musikveranstaltung soll nicht untergehen, nur sollte der Musiker auch hierbei sich verantwortlich wissen, daß hier ein gestalteter Ablauf entsteht und nicht ein unverbindliches Vorführen von Musik. Zur Musik tritt als gleich bedeutsamer Faktor der Fei ergestaltung das gesprochene Wort. Seine Zuordnung zur Feier liegt in der Fähigkeit, den Feieranlaß dem Bereich des Wissens und Verstehens zu erschließen. Das Musikalische vollzieht seine Funktion zwischen äußerer Bewegung und innerer Schauung, das Wort vollzieht sie zwischen dem von der Wirklichkeit abgezogenen Gedanken und dem lebendig vorgestellten Bild. Das Kraftfeld des Wortes entsteht zwischen den Polen Gedanklichkeit und Bildhaftigkeit, es ist wiederum ein Innen und Außen, zwischen denen das eigentliche Erlebnis schwingt wie zwischen Schauung und Bewegung beim Musikalischen.

Die Möglichkeiten der Beziehung des Wortes sind unbegrenzt; nur bedarf es wacher Empfindlichkeit für die Gewichtigkeit, mit der es in den Feierablauf eingesetzt wird. Ein belehrender Vortrag ist nicht Faktor einer Feier; denn die Feier ruft ganz andere Wesenheiten des seelischen Verhaltens auf als das eines lernenden Verstehens. Feier als Ereignis, als Bestandteil völkischen Daseins hat als Kern einen werterfüllten Inhalt, der durch die Feier schaubar werden soll. Die Musik tritt zur Feier und erhält für sie Bedeutung, wenn sie stark genug ist, die innere Blickrichtung zu jenen Bereichen zu lenken, die unsere geistige Existenz bedeuten. Das Wort wird es sein, welches dem so freigewordenen auch den aussprechbaren Sinn enthüllt. Musik und Wort treten so im Dienst der Menschenformung zusammen: der einzelne

Mensch, der in sich einen wahren Feierablauf mitvollzogen hat, ist durch dieses Werterlebnis Mitträger deutscher Geistigkeit geworden. Er erfährt in einzigartiger Weise seine Eingebundenheit in die deutsche Volks- und Schicksalsgemeinschaft.

Das Wort wird in der Feier zunächst als Verkündigung erscheinen: das Anliegen der Feier wird ausgesprochen als Spruch, es erhält eine ähnliche Funktion wie der Chorspruch. Vor allem wird hier das geformte Wort des Dichters einzusetzen sein. Es stellt etwas Objektives dar; in ihm findet der Gedanke eine einmalige und unumstößliche, von jeglicher Willkür freie Formung⁹. Im Ablauf der Feier erfüllt die Verkündigung eine entsprechende Funktion wie die „Proklamation des Führers“ bei der Feier des Reichsparteitages.

Die zweite Funktion des Wortes ist die Deutung. Der Sinn der Feier muß durch das Wort irgendwie erschlossen werden. Gerade die Gegenwart weiß, wie mitreißend und überzeugend das lebendige Wort ist, das den Gehalt entfaltet. Die Funktion der Deutung kann sich allerdings in sehr vielen Möglichkeiten vollziehen; diese sind immer vom Charakter der Feier und von den jeweiligen Gestaltungsabsichten abhängig. Auch für eine Musikfeier wird das Wort der Deutung unumgänglich sein; hierbei ist die Einstellung notwendig, daß es sich darum handelt, eine Richtung des Hören-Wollens in die Hörerschaft zu tragen. Es geht um das Wecken des Interesses, um die Schaffung der Möglichkeit eines erfüllten inneren Mitgehens. Diese Art der Deutung wird sich zur Aufgabe stellen müssen, gleichsam jene Dinge in das Bewußtsein zu beschwören, die hinter dem Musikwerk als gestaltende Kräfte wirksam sind ... Die Deutung muß den Kreis des Allgemein-Menschlichen, der auch das einzelne Werk umschließt, ins Licht der Aufmerksamkeit zwingen und dann den Weg in die Einzelheit des Werkes aufzeigen; sie muß sein ein Richtungsweisen zum Werk. Die letzte Wirkung eines Musikwerkes liegt in einem Bereich, der dem Verstehen und dem Wort nicht mehr zugänglich ist; hier tut sich das Geheimnis des Kunstwerkes auf, das sich wie das Rätsel des Daseins im grundlosen Dunkel der Unerklärlichkeit verliert. Wir wissen vom wahren Kunstwerk nur, daß es zum menschlichen Dasein gehört und daß sich in ihm ein gleiches Wunder vollzieht wie in der Sprache: nämlich den Übergang von der individuellen Innerlichkeit zum äußeren Verstandenwerden durch das Du, daß es Übergang ist vom Wesen zu Schaulbarkeit und daß es das Werk und das Symbol menschlicher Gemeinsamkeit ist.

Schließlich erscheint das Wort mit größerem Gewicht als Rede in der Feier. Damit ist gemeint ein Auf-

⁹ Ausgezeichnet für diese Aufgabe eignet sich die Sammlung „Rufe in das Reich“, herausgegeben von Herbert Böhme, Berlin, 1935.

rufen der Werte, von denen wir wissen, daß sie unser Dasein als Volk bestimmen. Rede ist wie jeglicher Faktor der Fei ergestaltung „Entfaltung des Gehaltes unserer Gesinnung“, aber nicht als Belehrung und nicht als sachliche Mitteilung, sondern dem Wesen der Feier entsprechend als Erlebnis. Diese Funktion des gesprochenen Wortes ist im weltlichen Bereich erst vom Nationalsozialismus zur Vollendung gebracht worden. Es erübrigt sich hier eine nähere Charakterisierung, da die großen Reden des Führers unmittelbares Vorbild sind, dessen Eindruckskraft sich niemand wird entziehen können.

Ein letzter Faktor der Fei ergestaltung ist die Ordnung des Ablaufes: es war bereits mehrfach Gelegenheit, auf die Gewichtigkeit der einzelnen Faktoren hinzuweisen; auf diese Ausgewogenheit des Ablaufes wird ungemein viel ankommen. Die gestalterische Begabung des Verantwortlichen wird wohl ausschlaggebend sein; aber trotzdem ist es unerlässlich, daß bei der Fei ergestaltung Wissen und Empfindlichkeit für die Gewichtigkeit der tragenden Faktoren wirksam sind. In der Art ihrer Aneinanderfügung werden die vier Kraftpole: Bewegung und Vision des Musikalischen, Gedanke und Bild des Wortes einbezogen und in ihrem Zusammenwirken ausgewogen werden müssen.

Grundsätzlich muß die Feier wirklich als ein in sich geschlossener Ablauf gestaltet werden; sie soll nicht ein beliebiges Aneinanderreihen sein, sondern der Zusammenhang soll jedem Aufmerksamen erspürbar sein. Es soll ein Vorgang, der in sich eine Entwicklung trägt, gestaltet werden; gleichsam als ein Werden, das jeder einzelne mitvollzieht, das vor seiner Aufmerksamkeit zu einer Form wird, zu einem Gefüge, das als solches in das Gefüge des Weltbewußtseins jedes Gliedes der Gemeinschaft eingeht.

Das hier theoretisch formulierte findet seine Veranschaulichung in dem großartigsten Beispiel einer Fei ergestaltung im neuen Sinne: im Reichsparteitag. An- und Abmarsch der Formationen, die Reden des Führers, der Augenblick der Totenehrung: alle diese einzelnen Vorgänge fügen sich zu einem immer wieder neue Bilder und Begebnisse schaffenden Ablauf zusammen, fast zu einem Drama, dessen Inhalt aber nicht ein stoffbegrenzter ist, sondern der heißt „neues Deutschland“. Die Feier des Reichsparteitages ist das eindrucksvolle Vorbild einer Fei ergestaltung; denn hier wird das Schaulbarwerden der volksgestaltenden Werte wirklich Ereignis: die Idee der Bewegung wird im Wort des Führers, die Macht der Bewegung durch die Tat seiner Gefolgschaft lebendiger Eindruck. In dieser Großartigkeit treten die einzelnen Faktoren als solche gar nicht mehr hervor, sondern werden zu einer letzten Einheit. Und diese Einheit des Eindruckes muß höchstes Ziel jeglicher Fei ergestaltung — auch wenn sie um kleinere Wertbereiche geht — sein.

Hausdurchsuchung beim Freiherrn vom Stein.

In jenen dunklen Tagen, da die besten Deutschen in Kerker saßen oder doch keinen Augenblick vor Verfolgung sicher waren, stieg ein junger Kriminalbeamter den steilen Bergweg auf, der zum Schlosse des Freiherrn vom Stein führte. Die ersten hundert Schritte legte er rasch in steigendem Eifer zurück, denn es war seine erste große Diensthandlung, die man ihm anvertraut hatte, dann aber hielt er des öftern inne, nicht nur wegen der wachsenden Wärme des Morgens, sondern auch, weil das wuchtige Gebäude sich immer mächtiger darbot und ihn seltsam beunruhigte. Der junge Kriminalkommissär hatte bisher nur kleine Leute verhört und geängstigt, in arm-selig-ungen Stadtwohnungen, durch deren Türe er gebückt eintreten mußte. Das Tor, das da vor ihm aufwuchs, in einer lebendigen Kraft, wie ein riesiger Mensch, beengte seinen sonst so sicheren Beamten Sinn, zwang ihn, den Blick zu senken, der gewohnt war, unbarmherzig in jede Verborgenheit zu dringen.

Der Widerschein der prallen Sonne stach schmerzhaft vom Wege auf, so daß er die Augen schloß. In dieser Verslossenheit überfiel ihn das Denken, das ihm, dem nüchternen Tatmenschen, ein wenig fremd war. Es umkreiste den Namen des Verdächtigten, dem seine Amtshandlung galt. Er war ihm nicht mehr als ein Name, der zuweilen in seine geschäftige Welt gedrungen war, aber keine Gestalt angenommen hatte. Der Freiherr vom Stein sollte einmal vor langer Zeit ein mächtiger Mann, aber schon damals ein renitentes Subjektum gewesen sein, das nun, da es nicht mehr nach seinem Willen ging, sich aufs Konspirieren verlegt hatte. Höchst suspekter Leute gingen im Schloß ein und aus, der verrückte Jahn, der gefährliche Arndt und noch andere Professoren, die an den hohen Schulen das Feuer der Empörung schürten.

Ja, dieser Satz hatte sich wirklich in dem nüchternen Hirn geformt, er erschrak beinahe vor seiner dichterischen Eingebung. Aber sie gab ihm doch Halt, als er nun, die Augen öffnend, dicht vor dem Tore stand, das seine Flügel wie riesige Arme nach ihm reckte. Auch der alte Torwart, der in seiner strengen Haltung dem Tor und Schloß irgendwie ähnlich und verbunden war, flößte dem Kommissarius ein Gefühl ein, das von Bangen und Angst nicht weit entfernt war, so daß er in die Tasche griff und seinen Dienstauftrag dem Wächter entgegenhielt, wie der exorzisierende Mönch dem Teufel das Kreuzifix. Aber der Torwart schüttelte den grauen Kopf: Exzellenz dürfen nicht gestört werden, sei mit Ordnen und Sichten seiner Papiere beschäftigt, empfangen keine Besuche, auch wenn sie dienstlicher Art seien.

„Sichten der Papiere“ ... Die Worte sprangen in das Beamtenhirn und gaben ihm Festigkeit. Aha, der Fuchs hatte Witterung und räumte alles Belastende aus dem Wege, da war man eben noch in zwölfter Stunde gekommen! Lauter begehrte er Einlaß, lauter

wehrte der Torwart ihn ab, und endlich widerhallten die scheltenden Stimmen wirrdröhnend im Burghof. Dem Torwart zerriß es die Rede, der Kriminalkommissär schrie noch eine Drohung, dann schwieg auch er. Der alte Herr, der unbemerkt herangetreten war, stand vor ihm, als wäre er aus dem Boden der Burg gewachsen, als ein Teil von ihr, den wuchtigen gotischen Säulen des Rundgangs gleich.

Der Beamte brachte kein Wort heraus, er reckte nur wieder sein Akkreditiv dem Greise entgegen, der es entgegennahm und las. Die Wangen erblichen, die Stirne färbte sich rot, die Augen weiteten sich, umfaßten den Mann mit einem Raubvogelblick, dessen wildes Leuchten sich allmählich im Anblick des schuldlosen Werkzeugs milderte.

„Kommen Sie!“ befahl er. Es war ein Befehl, der Kommissär erkannte es, da er nun dem Schweigenden nachschritt, über steile Treppen, durch hallende Gänge. An dieser Erkenntnis erstarrte die arg gedrückte Amtswürde. Wollte der suspekter Mann, der ihm in zwei Schritten Abstand voranschritt, als sei er, der Kommissär, sein Lakai, verkehrte Welt spielen? Das wäre das Schönste! O nein! Heute galt nicht mehr Reichtum und Berühmtheit, heute galt Unbescholtenheit vor Recht und Gesetz! Der Kommissär reckte sich höher auf im Bewußtsein seiner guten amtlichen Qualifikation, von der er vertraulich erfahren und der er auch diese ehrenvolle Mission zu danken hatte. Der alte Herr stieß eine Türe auf, im jähen Gegensatz zu dem dunklen, feuchten Korridor lag das Arbeitszimmer im hellsten Licht. Vor dem Fenster schimmernden Blütenbäume in reichster Erfüllung, im Schnuchtschauch blauten die fernen Berge.

Der Kommissär war enge, dunkle Stuben gewohnt, der goldene Reichtum überfiel ihn mit fremder, feindlicher Macht. Dann aber formte sich aus dem Bewußtsein des Gegensatzes verbitterte Empörung. Das also war Gottes Gerechtigkeit auf Erden! Die Unschuldigen, die Getreuen saßen im feuchten Dunkel, die Verbrecher im Glück des Gotteslichtes! Das mußte anders werden! Es würde anders werden! Dazu hatte man ihn ja gesandt! Seine Aufgabe wuchs vor ihm zu immer höherer Bedeutung, er war nicht nur mehr wichtiges Amtsorgan, er war Vollstrecker der Gerechtigkeit, fast Bote eines rächenden Gottes!

Sein Blick wanderte von dem freien Bilde zum Tisch, darauf Aktenstöße gehäuft und verstreut lagen.

„Exzellenz kennen meine Sendung. Ich habe“, wieder griff er nach dem Beglaubigungsschreiben, „den Befehl, eine Hausdurchsuchung vorzunehmen nach suspekten Corporibus delicti. Ich bin ermächtigt, Korrespondenz und Aktenmaterial aufs Peinlichste zu perlustrieren“.

„Habe ich gelesen. Im ersten Augenblick hat mich die Niedertracht empört. Jetzt bin ich zur Einsicht ge-

langt, daß es der notwendige letzte Akt einer Tragikomödie ist, die sich deutsche Geschichte nennt. Sie sind der Hauptakteur. Beginnen Sie das Spiel!"

Der Freiherr vom Stein kehrt ihm den Rücken, sieht in den hellen Tag. Siebzimal hat er den Frühling erlebt, immer in gleicher holder Pracht. Unwandelbar glänzten Jahr um Jahr die Blüten, blaute der Himmel über der in tausend Gestalten sich wandelnden Wirrnis der Menschen. Hatte es sich verlohnt, ihnen Leib und Seele zu opfern, wäre es nicht weiser gewesen, das ganze Leben lang nichts zu fühlen als Blütenduft, Vogelsang, Wolken und Himmel?

Der Kriminalkommissär hat sich mit wichtiger Miene an die Arbeit gemacht. Unter den fleißigen Fingern rauschen die Akten, rascheln die Briefe wie Herbstlaub. Er liest gewissenhaft Brief um Brief, Akt um Akt, er versteht es nicht, ihm fehlt die Kenntnis all der Umstände und Geschehnisse, daran die Dokumente haften, er war nie in einem westfälischen Bergwerk, wie der junge Freiherr vom Stein im Beginn seiner Laufbahn, er hat von der Schlacht bei Jena, von dem unseligen Frieden von Tilsit, von der französischen Bedrückung oder gar von Petersburg, vom Kriege Napoleons gegen Rußland und dem furchtbaren Rückzug, vom wilden Frühling der Befreiungskriege, vom Triumph des Einzugs in Paris, vom Fastnachtscherz des Wiener Kongresses nur eine schattenhafte Vorstellung, er fühlt den Weltwind, der aus den raschelnden Blättern weht, als eine feindliche Gewalt, der er nicht gewachsen ist, er sehnt sich plötzlich nach seinen täglichen vertrauten Dienststücken, über die er herrschen kann, vor denen er sich groß und gewichtig fühlt, indes er hier klein ist, so klein, daß der Berg der Akten und Briefe vor ihm sich zu einer Höhe türmt, die sein Blick nicht mehr erreicht.

Er blättert und liest weiter im stumpfen Dienstgehorsam. Die Sonne steigt zur Mittagshöhe, schwindet im blauen Nachmittag, Akten und Briefe versinken in einem Dämmerlicht, das sie noch rätselhafter und drohender macht.

Der Freiherr vom Stein hat gesättigt und geklärt den Blick gelöst und sieht still lächelnd nieder auf den Lesenden. Bis dieser die Macht des Blickes fühlt und aufschaut, unsicher, hilfeschuchend fast.

Stein empfindet keine Genugtuung, seine beruhigte Klarheit kennt nur lächelndes Mitleid.

„Viel Arbeit?“

„Jawohl, Excellenz, ich hatte es mir nicht so vorgestellt. Bei meinen andern Fällen, die ich bisher bearbeitete, fand ich mich sogleich zurecht, denn ich bin ein guter Beamter, meine Qualifikation ist vortrefflich, sonst hätte ich ja nicht diese extraordinäre Mission erhalten, denn Excellenz gelten als große Celebrität,“ er hebt die Hand, als wollte er jedem Widerspruch Steins zuvorkommen, „ja als große Celebrität, darin sind alle einig!“

Stein kommt ein Lachen an, er sieht, wie der Arme darunter zusammensuckt, stärker wird sein Mitleid.

„Soll ich Ihnen ein wenig helfen?“

„Ja, wenn Excellenz dies wollten!“ Rasch fügt er bei: „Ich bedarf nur einiger Weisungen, es ist nicht leicht,

sich in einer Materie von solcher Importanz zurechtzufinden. Wenn ich indes diese Weisungen besitze, wird es mir sehr gut von der Hand gehen, denn ich bin, ohne Ruhm zu melden, wie ich schon sagte . . .“

Stein ist zu ihm getreten, beugt sich über Briefe und Akten, sicher wählend faßt die Hand.

„Hier dieses alte Stück, mein Rechenschaftsbericht als Direktor der Märkisch-Cleveschen Domänenkammer. Ihr Ertrag hatte sich unter meiner Leitung um 700 000 Thaler erhöht.“

Die Hand wählt weiter:

„Da, meine Immediateingabe an den König nach Jena. Es war mir gelungen, den Staatschatz aus der Debakel und der Berliner Kopflosigkeit nach Königsberg zu retten.“

Stein will das nächste Stück beiseite legen, die Beamtenhand greift darnach.

„Ich sehe, man muß von Discretion absehen. Ich war vom König in fränkender Weise entlassen worden und hatte mich auf meine Güter zurückgezogen. Dann kam der furchtbare Friedensschluß von Tilsit, Hardenberg von Napoleon verbannt, kein Mann zur Stelle, der die Verantwortung tragen wollte. Da schrieb mir die Prinzessin Marianne und bat mich — Sie sehen, wie rührend sie bat, die hohe Frau — die Kränkung zu vergessen und zu kommen. Das zweite Stück ist die Kopie meines Antwortbriefes.“

Er wendet sich ab. Der Kommissär liest die Schlussworte des Schreibens.

„In dieser Stunde wäre es verächtlich, seine eigene Person in Anschlag zu bringen. Nichts lebt in mir als der Wunsch zu helfen, zu dienen.“

Steins Stimme klingt härter: „Der nächste Akt ist weniger delikater, er ist schon Geschichte geworden. Mein Bericht über die Verhandlungen mit Daru, dem französischen Gouverneur von Berlin, über die Kriegsschädigung. Vielleicht mein schwerster Tag, weil alles vergeblich war. Er gab mir zu verstehen, daß seine Rechnung nicht eine Angelegenheit der Arithmetik, sondern der Politik sei. Hier mein Entwurf der Aufhebung der Leibeigenschaft, der städtischen Autonomie. Ich glaube kaum, daß ohne die Mündigkeitserklärung das Volk sich wenige Jahre später dazu gedrängt hätte, für das Land zu sterben, daß heute noch ein König aus dem Hause Hohenzollern auf dem preussischen Throne säße. Hier die Nummer des ‚Moniteur‘, die meine Achtung meldete. ‚Le nommé Stein‘ . . . Lesen Sie das genau, Herr Kommissär, damit Sie sich den Wortlaut merken! Vielleicht kann er Ihnen bei den künftigen Ehrungen, die mir zugeordnet scheinen, von einigem Nutzen sein.“ Aber bald schwindet die Bitterkeit aus Steins Stimme, sie tönt wieder sachlich-kühl. „Konzept verschiedener Memoranden, die ich aus dem österreichischen Exil an den König richtete. Sie waren damals zwecklos. Später haben sie andere mit Vorteil verwendet.“

„Anderer?“ fragt der Kommissär. Erst neulich hat ihm ein Kollege eine gute Idee für die Vereinfachung des Bewachungsdienstes gestohlen, er wird es ihm nie vergeben!

„Ja, ich freute mich darüber. Ich habe stets die Sache über meine Person gestellt. Hier das wichtigste Doku-

ment meines Lebens: Der Brief des Zaren, in dem er mich an seinen Hof rief. Hier seine Mitteilung an mich von der Einnahme Moskaus durch Napoleon, er sei genötigt, Frieden zu schließen, Europa hätte heute ein anderes Gesicht, die französischen Clairons würden nicht nur am Rhein, sondern auch in Berlin und Königsberg geblasen werden. Hier meine Antwort, in der ich ihn beschwor, auszuhalten, natürlich wurde sie durch eine Unterredung verstärkt. Hier sein Dank an mich, als die Nachricht vom Rückzug der Franzosen eintraf. Sodann ein paar Tagebuchnotizen, werden nicht von großem Interesse für Sie sein. Ich schrieb sie im Fieber, als ich allein im Februar anno dreizehn in Breslau lag. Vom Hofe besuchte mich niemand, erst als der Zar ankam, stieg ich wieder im Kurs. Hier noch ein Brief Alexanders, sein letzter an mich,

in Paris datiert. Er wollte zugunsten Frankreichs Preußen beim Friedensschluß am linken Rheinufer benachteiligen. Er kam davon ab, ich hatte noch einigen Einfluß bei ihm."

Es ist Nacht geworden. Die Blüten duften reicher aus dem Unsichtbaren.

Stein greift nach Kerze und Feuerzeug. Aus dem Dunkel steigt die Stimme des Gastes.

„Ich danke, Excellenz, ich will nichts mehr lesen. Nein, ich lese nichts mehr.“

Leise erhebt er sich, man hört kaum die knarrende Tür. Er dämpft noch den Schritt, als er schon den Berg niedergeht und das Schloß im reicher fließenden Mondlicht sich immer reiner in Glanz und Form verklärt.

Walter Franke Ein deutsches Arbeitslied.

Brudersmann, ich kenn dich nicht,
du, an meiner Seit.
Fremde Hand und fremd Gesicht
sind rings eingereicht.
Hab dir nicht ins Aug geschaut,
gleichwohl bist du mir vertraut,
denn es dröhnt aus Schlag und Schritt
aller eine Losung mit:
Deutschland!

Wann die Räder laufend drehn,
Rauch qualmt Schlot an Schlot,
Berg birst im Motorgedröhn,
hegt der Halm das Brot:
dann hebt unser Frühling an,
gläubig ziehn wie Spur und Bahn,
schmieden dich aus Not und Schweiß,
Mann und Weib und jung und greis:
Deutschland!

Riß und Runzeln, Schwielen, Schrunden,
wie es jeden trifft
in den werkdurchglühten Stunden,
sind uns heilige Schrift.
Schrift, die tief gekeilt, gekerbt,
sich im Blut dem Sohn vererbt,
die nach unserm Tod noch spricht
unsres Schaffens frohe Pflicht:
Deutschland!

Brudersmann, ich laß dich nicht.
Gehst an meiner Seit.
Fremde Hand und fremd Gesicht
sind rings eingereicht.
Haben all am Werk gebaut,
und so sind sie mir vertraut.
Dröhnend geht durch Schritt und Schlag
unser deutscher Arbeitstag.
Deutschland, wir erbauen dich!

Deutsche jenseits der Grenze.

Das Volkstumsjahr 1935.

Das Außendeutschtum hat im abgelaufenen Jahr eine neue Bewährungsprobe in seiner harten Geschichte bestanden. Wir haben es immer wieder, wohin wir auch blicken, erlebt, daß Opfer Sinn und harte Verantwortungspflicht im deutschen Menschen gerade in dieser Zeit gewachsen sind. Auf diese letzte innere Entschlossenheit, auf diese selbstverständliche innere Bindung des auslanddeutschen Menschen in seiner Art und in seinem Wesen, in seiner oft jahrhunderte alten Kampfüberlieferung und in seiner immer wieder jungen Lebensstärke kommt es an.

Das Jahr begann mit dem überwältigenden deutschen Siege an der Saar, der die Reihe der im Zusammenhang mit dem Versailler Diktat angeordneten Volksabstimmungen abgeschlossen hat. Die Bevölkerung dieses Grenzlandes hat aus ihrem Volkstumsempfinden heraus eine klare Entscheidung getroffen.

Die große wirtschaftliche Not in Oberschlesien ist gekennzeichnet durch die Zahl der Arbeitslosen, die 160 000 beträgt, von denen der größte Teil der deutschen Bevölkerung angehört. Der Fall Pleß bringt die Enteignung eines der letzten deutschen Industriewerke und damit eine weitere Verdrängung der deutschen Arbeiter und Angestellten in Oberschlesien.

Das neue Anschwellen der Hungerkatastrophe in Rußland führt zu einem Aufruf des interkonfessionellen und internationalen Hilfskomitees für die Hungergebiete, der in der gesamten Weltpresse starken Widerhall findet. Das Problem der Hungerkatastrophe, von der vor allem die deutschen Siedler arg betroffen sind, ist damit in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gestellt.

In Südtirol vollzieht sich das Werk der Zerstörung aller Ausdrucksformen des natürlich bodengebundenen und geschichtlich geprägten nationalen Lebens mit ungeheurer Planmäßigkeit. Die Verwelschung der deutschen Namen, die Verleugnung alles Deutschen überhaupt findet in der Entfernung des Walter-Denkmal vom Bozner Hauptplatz sinnbildlichen Ausdruck. Auch die Auflösung der katholischen Gesellenvereine ist ein weiterer schwerer Schlag für Südtirol.

In Nordschleswig hat das Deutschtum auf den Amtratswahlen insofern besonderen Erfolg, als die Deutschen hier ihrer Stärke entsprechend erstmals in den Amträten vertreten sind. Das bedeutet eine Festigung innerhalb der Reihen des nordschleswigschen Deutschtums.

Im März erschüttert das Kownoer Bluturteil die gesamte rechtlich fühlende Welt. Fünf Todesurteile, drei lebenslängliche Zuchthausstrafen und 1200 Jahre Zuchthaus für die übrigen Angeklagten verlangen die Staatsanwälte. Protestkundgebungen in allen Teilen des Reiches entsprechen der ungeheuren Empörung über diese Schreckensurteile.

Bei den Wahlen in Ungarn werden tausende deutscher Wähler gewaltsam an der Ausübung ihrer Pflicht gehindert, so daß der Wahlverlauf die schlimmsten Befürchtungen übertrifft. Ungarn hat sich durch diesen Terror gegen seine staatsstreuen deutschen Bürger selbst den schlechtesten Dienst geleistet.

Die rumänische Regierung erläßt wieder eine Reihe von Verfügungen, die gegen die Volksgruppen, vor allem

gegen die Deutschen, gerichtet sind. Die massenweise Entlassung deutscher Beamter und die Kürzung der Kirchenbeiträge sind nur ein Glied mehr in der Kette der Maßnahmen, die ein gutes Verhältnis der Regierung zur deutschen Volksgruppe erschweren.

Die Mobilisierung für den Krieg gegen Abessinien beginnt auch deutschen Bluteinsatz zu fordern. Im April und Mai werden die ersten Südtiroler zum Militärdienst nach Afrika einberufen.

In Pommerellen ereignen sich gegen das dortige Deutschtum blutige Ausschreitungen, bei denen zwei Volksgenossen, Fritz Groen aus Klein-Katz und der Bauer Rudolf Rieck aus Neuhütte, den Märtyrertod für ihr Volkstum erleiden. In tiefer Trauer gedenkt das Deutschtum in aller Welt der Opfer, die in Tat und Treue für ihre Besinnung eintraten.

Durch die neuen volksgruppenfeindlichen lettischen Schulgesetze hat das deutsche Schulwesen eine schwere Einbuße erlitten. Wiederum wird eine Reihe deutscher Schulklassen aufgelöst, wobei der Rückgang bei den Grundschulen, die für die Erhaltung des Deutschtums am wichtigsten sind, als besonders verhängnisvoll anzusehen ist.

Bei den Gemeinderatswahlen in Straßburg kann die heimattreue Volksfront in zwei Kantonen sämtliche Sitze gegen ein Bündnis erringen, das die elsässische „Volkspartei“ (Zentrum) mit den französischen Nationalisten und Sozialisten geschlossen hatte.

Von den Wahlwerbfern der deutschen Volksgruppe in Jugoslawien sind aus dem Wahlkampf zum Parlament zwei Deutsche hervorgegangen, die auf der Regierungsliste kandidierten.

In der Sowjet-Ukraine werden zwei deutsche Pastoren zum Tode verurteilt und 27 mit Gefängnis bestraft. Sämtliche Strafen werden verhängt wegen Annahme von Hungerhilfe „aus dem Ausland“ bzw. wegen der Bitte um eine solche Hilfe.

Mit dem Wahlsieg Konrad Henleins, des Führers der Sudetendeutschen Partei, bricht der Volkstumsgedanke bei den Deutschen in den Sudetenländern durch die Parteienfront. Der ungeheure Sieg der Sudetendeutschen Partei ist eines der wichtigsten Ereignisse in der Nachkriegsgeschichte des Auslandsdeutschtums.

In Rumänien wird Rittmeister a. D. Fritz Fabritius zum Vorsitzenden des Verbandes der Deutschen in Rumänien ernannt. Bereits vor 30 Jahren hat Fabritius mit seiner Arbeit für die Erneuerung des Deutschtums begonnen und sich als Ziel die Schaffung einer alle Deutschen Rumäniens umfassenden Volksgemeinschaft gesetzt. Die Arbeit von Fabritius war vornehmlich auf die Erfassung der Jugend gerichtet, die schon frühzeitig in den Arbeitsdienst gestellt wurde.

Am 25. Juli begehen die Deutschen in Brasilien ihren Ehrentag, den Dia di Colono, der im Staate Rio Grande do Sul zum Staatsfeiertag ernannt wurde. Mit ihm wird das Eintreffen der ersten deutschen Siedler in Brasilien vor hundert Jahren gefeiert.

Bessarabien und seine deutschen Kolonisten sind infolge der Mißernte einer furchtbaren Hungersnot aus-

gesetzt. 20 000 Deutsche stehen vor dem Hungertode. Die Selbsthilfe der deutschen Volksgruppe in Rumänien, Kinderverschickungen und große Sammlungen schaffen auch hier Linderung.

In Südtirol sind rund 30 000 Deutsche zu den Waffen gerufen worden, um im Krieg mit Abessinien verwendet zu werden.

In Lettland erfolgt die Beschlagnahme der deutschen Archive von Riga und Mitau. Diese unter widersinniger Begründung durchgeführte Wegnahme deutschen Kulturgutes bedeutet, ähnlich wie der Insignienraub der deutschen Universität in Prag, den Versuch, geschichtliche Zeugen der Wahrheit zu beseitigen.

In Ungarn wird der Generalsekretär des U. D. V., Dr. Basch, von dem Präsidenten Dr. Graz seiner Stellung enthoben mit der Begründung, daß er schon in zweiter Instanz wegen Schmähung der ungarischen Nation verurteilt sei und weil sein Wirken, wie auch das seiner Freunde, untragbar geworden sei. Dr. Basch wurde wie jeder aufrechte Deutsche als „Pangermane“ gebrandmarkt. Dr. Graz gibt dem Vorgehen gegen Dr. Basch die ungeheuerliche Begründung, daß es im Interesse des guten Verhältnisses zwischen dem Ungarntum und dem ungarländischen Deutschtum verhindert werden solle, daß das letztere mit dem übrigen Deutschtum in der Welt sich zu einer Volksgemeinschaft verbunden fühle.

Der Erfolg der Memelwahl ist einer der stolzeften Abschnitte in der Geschichte der Memeldeutschen. Das Wahlsystem war das schwierigste, das man sich je erdacht hat, ein Hohn auf Recht und Vernunft. Der Widerhall der Memelwahl bei allen Deutschen und die Sympathiefundgebungen für unsere Brüder im Memelland bringen den Volkstumsgedanken zu stärkster Ausdrucksform.

Bei den Folkethingwahlen in Dänemark gelingt es den Deutschen Nordschleswigs, eine beträchtliche Zunahme der Stimmen zu erreichen. Die Deutschen gehen

mit dem Bewußtsein der Stärke und des Wachstums aus diesem Kampfe hervor.

Am 24. Oktober verkündet das belgische Appellationsgericht in Lüttich das Urteil gegen die vier heimattreuen Eupen-Malmedyer Josef, Peter und Heinrich Dehottay und Paul Forjus. Sämtliche Angeklagten wurden wegen „schwerer Verletzung ihrer Staatsbürgerpflichten“ der belgischen Staatsangehörigkeit für verlustig erklärt und Mitte Dezember endgültig ausgewiesen.

Die Kundgebung der Sudetendeutschen Partei in Teplitz ist die größte, die das Sudetendeutschtum je erlebt hat. Hunderttausend Menschen hören Genlein, der den Satz prägt: „Wir sind nicht Partei, wir sind das Volk!“

In den Spätherbst fällt das Verbot der Jugendgruppen des Deutschen Schulvereins Südmärk in der Steiermark und das Verbot der Marburger Ortsgruppe des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes, der auf eine überaus verdienstvolle Tätigkeit im Interesse des Deutschtums der abgetretenen Untersteiermark zurückblickt.

Das Verbot des deutschen Privatunterrichts in Südtirol erhält eine Verschärfung durch die Vorschrift, daß die Kinder, die deutschen Unterricht erhalten wollen, in eigenen Ansuchen diesen Unterricht verlangen müssen. 88 v. H. der Kinder unterziehen sich dieser „Abstimmung“. Als Erfolg der abgegebenen 27 500 Stimmen werden heute zwei (!) deutsche Sprachkurse in Bozen und Meran in italienischer Sprache abgehalten, während die Kinder auf dem Lande den „Segen“ dieser Institution nicht genießen können.

In Ungarn ist das „Sonntagsblatt“, das bisherige Blatt der deutschen Volksgruppe in Ungarn, eingestellt worden. Als Begründung hierfür wird eine formale Verletzung bei der Übernahme durch den Rechtsnachfolger Dr. Franz Bleyer angeführt. Gleichzeitig haben Kreise der ungarischen Regierung ein „Neues Sonntagsblatt“ in ihrem Sinne geschaffen, das von der ungarländischen deutschen Bevölkerung abgelehnt wird.

Leitspruch des Winterhilfswerks für Januar 1936.

Gleiches Mißgeschick und gleiche Not
läßt hell uns sehen, daß wir Brüder sind,
läßt hell uns sehen, daß die Pflicht gebeut,
durch Hilfe soll gemildert unser Schmerz,
durch Weisand unsre Last erleichtert sein.

Friedrich der Große.